Hattingen, den 29. August 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 35.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Auch die verflossene Woche stand im Zeichen der Zusammenkünfte von Monarchen und leitenden Staatsmännern. Dem feierlichen Besuche König Eduards in Wilhelmshöhe ist ein offizielles Zusammentreffen des Königs mit dem Kaiser von Oesterreich in Ischl gefolgt. Kurz darauf hat der englische König den französischen Ministerpräsidenten Clemenceau bei sich in Marienbad gesehen, und jetzt haben sich der Reichskanzler Fürst v. Bülow mit dem französischen Botschafter Cambon und um dieselbe Zeit die Ministerpräsidenten Oesterreichs und Italiens begegnet. Ueber das, was bei diesen Zusammenkünften beraten worden ist, verlautet begreiflicherweise ebensowenig genaues wie über die Gespräche, die Kaiser Wilhelm mit dem Zaren Nikolaus und seinem königlichen Onkel geführt hat. Es liegt aber auf der Hand, daß die unglücklichen Ereignisse, welche sich augenblicklich in Marokko abspielen, in der Reihe der zur Erörterung stehenden Gegenstände nicht gefehlt haben werden. Die Lage in diesem Teile der Erde hat sich ja leider fortgesetzt verschlechtert. Statt die Ruhe herzustellen und den Europäern die nötige Sicherheit zu verschaffen, hat das gewaltsame Eingreifen der französischen Expedition das ganze Scherifenreich in Gärung gebracht. Ein Gegensultan ist von der europafeindlichen Bevölkerung ausgerufen worden, und die über die Aktion der Franzosen empörten Stämme haben einen förmlichen Krieg gegen sie ins Werk gesetzt. Umsonst bemüht sich der schwergeprüfte Sultan — nach den neuesten Telegrammen soll er von seiner Umgebung ermordet worden sein —, wenigstens des alten Empörers Raisuli Herr zu werden. Frankreich sieht sich genötigt, um in Casablanca Ordnung zu schaffen und zu erhalten, immer größere und kostspieligere Streitmittel aufzubieten.

Die vor wenigen Monaten so gefahrdrohend scheinende Erörterung der Abrüstungsfrage auf dem Haager Friedenskongreß ist fast unbeachtet vor sich gegangen. Nur der englische und der russische Botschafter haben sich dabei auf längere Auseinandersetzungen eingelassen, der französische Vertreter hat sich mit einer ganz kurzen Erklärung begnügt, und die Abgesandten der Vereinigten Staaten, Spaniens, Argentiniens und Chiles haben nur schriftliche Aeußerungen abgegeben. Das ganze Ergebnis der Verhandlung war, daß der Kongreß die im Jahre 1899 angenommene platonische Resolution betreffs der Erwünschtheit allseitiger „Erwägungen wegen Einschränkungen der Rüstungen" wiederholt hat. Auch ohne eine solche Anregung ist indessen jeder Staat und nicht zum wenigsten das Deutsche Reich schon mit Rücksicht auf seine Finanzen von dem Bestreben beseelt, keine überflüssigen Aufwendungen für militärische Rüstungen zu machen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß nichts so sehr die Erhaltung des europäischen Friedens seit Jahrzehnten gefördert hat wie die starke militärische Machtstellung des Deutschen Reiches zu Lande und zu Wasser.

Der internationale Parteikongreß der Sozialdemokratie in Stuttgart ist vorüber, nachdem zum Schluß noch dem „Militarismus" ein gehöriger Fußtritt versetzt ist. Das sollte eigentlich die Hauptsache in der Tagung dieses Welt-Parlamentes sein, aber es war so viel Zänkerei vorangegangen, daß der Schluß-Effekt nur ziemlich mager herauskam. Immer gab es Proteste und stets Minoritäten, die von den Majoritäten nichts wissen wollten. Die einzige größere Unterhaltung bot die Ausweisung des englischen Delegierten Quelch, der sich über die Friedenskonferenz im Haag unehrerbietige Ausdrücke erlaubt, d. h. sie mit Dieben und Mördern verglichen hatte. Und eine zweite war das nachträgliche Bekanntwerden der Rede des australischen Delegierten Krömer, die in dem gerade stattfindenden Lärm gar nicht beachtet war. Mister Krömer proklamierte sich als tadelloser Hellseher, und als solcher verkündete er, im Jahre 1910 werde es zu einem europäischen Kriege kommen, in dem England vollständig werde geschlagen werden. Im gleichen Jahre werde in Australien der Kommunismus siegen, 1912 in Amerika nach einer Militär-Revolte ebenfalls und 1914 zu einem Zusammenbruch in Europa. Die europäischen Genossen würden aber nicht siegen, sondern nach Amerika auswandern. Ob das Resultat dieser Prophezeiung wohl das gleiche ist, wie die des schon mehrere Male prophezeiten Kladderadatsch? Jedenfalls kann man es den Genossen nicht übel nehmen, daß sie diese Ankündigung nicht gern hören wollten. — In dem Donnerwort über den Militarismus heißt es nach einer Vorurteilung der Rüstungen: „Droht der Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern verpflichtet, unterstützt durch die zusammenfassende Tätigkeit der internationalen Bureaus, alles aufzubieten, um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern, die sich je nach der Verschärfung des Klassenkampfes und der Verschärfung der allgemeinen politischen Situation naturgemäß ändern. Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen." Und wenn die Arbeiter nun gerade Hurra rufen, wie es in der allerneuesten Zeit, von 1870 ꝛc. ganz abgesehen, im Buren-Kriege in England geschehen ist?

Auch Japan hat Sozialisten — in Stuttgart und daheim. Ein japanischer Arzt sagte auf dem Parteikongreß in Mannheim, jetzt habe er erst moderne Verhältnisse kennen gelernt, denn in Japan gäbe es überhaupt keine Freiheit. Und die „sozialistische Gruppe Japans" hat sogar ihrer eigenen Regierung einen derben Rüffel wegen der Okkupation von Korea erteilt. In der von ihr angenommenen Resolution heißt es: „Wir erkennen im vollen Maße die Rechte des koreanischen Volkes auf Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstregierung an und erklären als Verstoß gegen das gemeinsame Interesse der internationalen Arbeiterklasse, daß die imperialistische Politik Japans diese Rechte verletzt. Darum fordern wir, daß die Regierung Japans die vor der Oeffentlichkeit ausgesprochenen Versprechungen erfülle, worin sie des öfteren im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit versichert hat, die Unabhängigkeit Koreas zu schützen."

Pearys letzte Fahrt zum Pol.

Commander Robert E. Peary rüstet zu seiner neuen und, wie er versichert, zu seiner letzten Fahrt nach dem heißumstrittenen Nordpol. Zu seiner „letzten", weil er das unerschütterliche Vertrauen hat, daß ihm diesmal sein Plan gelingen wird. Im Gegensatz zu Wellman, der das Luftschiff zur Fahrt nach dem Nordpol verwenden will, und zu Leutnant Shackleton, der für die Südpolforschung das Automobil dienstbar machen will, ist Peary der alten Methode der Schlittenreise treu geblieben, mit der er ja auch auf seiner letzten Fahrt alle früheren Polarrekords gebrochen hat. Nach seiner Meinung kann nur mit Schlitten auf sichere Resultate gerechnet werden. Wenn er auf seiner letzten Expedition den Nordpol nicht erreicht hat, so lag das nicht daran, daß die Schlittenmethode versagt hätte, sondern an dem eintretenden Nahrungsmangel. „Der Anfang und das Ende der Polarexpedition ist in ein Wort zusammenzufassen: Nahrung". Zunächst zieht er drei Nahrungsmittel in Betracht: Pemmikanfleisch, Schiffszwieback und Tee. Später aber, wenn die Kälte wächst, und die Nahrungsmittel zusammenschmelzen, sollen die Hunde herangezogen werden. Mit besonderem Nachdruck verteidigt Peary gerade diesen Plan und weist darauf hin, daß der Polarforscher es ohnehin schnell lernen muß, in Bezug auf seine Nahrung jene Antipathien zu opfern, die er sich in einem Kulturlande leisten kann. „Das Hundefleisch ist übrigens nicht schlechter, als das Essen in irgend einem billigen Restaurant, und kommt erst einmal der aktische Appetit, so wird es geradezu zur Delikatesse. Die Hunde zerreißen und fressen sich einander; warum sollte Hundefleisch nicht von vornherein als Nahrungsmittel in Rechnung gesetzt werden? Die Hunde sind die einzigen Tiere, die sich in jene Breiten mitführen lassen, und von ihnen hängt für das Gelingen der Schlittenreise vieles, ja fast alles ab. Die Hunde sind sibirischer Abstammung, fast Wölfe, und in den 200 Tieren, die ich mitführen will, werden wir zugleich einen respektablen

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

19. Kapitel.

Es war am nächsten Morgen nach dem Frühstück. Hertha war mit Wolters allein in der Kabine. Sie war eingetreten, während er mit Abstäuben beschäftigt war. Da Wolfgang mit Kapitän Crawford auf die Kommandobrücke gegangen war, um eine Zigarre zu rauchen, hatte sie von ihm während der nächsten Viertelstunde eine Störung nicht zu befürchten. Darum wollte sie die Gelegenheit benützen, um Wolters mitzuteilen, was er in Exmouth zu tun habe.

Sie hatte sich einen Plan zurechtgelegt, mit dessen Hilfe sie ihren Gatten ein für allemal von der Verfolgung durch die Amerikaner zu befreien hoffte. Es war ein gefährliches Unternehmen, das sie da vorhatte, aber sie fühlte Mut genug, für den geliebten Mann selbst ihr Leben zu wagen.

Daß ihr Plan auf falschen Voraussetzungen aufgebaut war — auf der Voraussetzung nämlich, daß Burkhardt in Wirklichkeit Paul von Randow sei — ahnte sie ja nicht.

Sie winkte Wolters zu sich heran und sagte mit vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Ich habe eine Aufgabe für Sie, Hermann, bei der Sie Gelegenheit finden werden, all Ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Meine Zofe Marie wird in den nächsten Stunden an Land gehen, und ich wünsche, daß Sie ihr folgen, um sie keinen Moment aus den Augen zu verlieren. Es ist leicht möglich, daß sie mit einem von den dreien zusammentreffen wird, noch wahrscheinlicher aber, daß sie auf die Post gehen wird, um nach Briefen zu fragen. Im ersteren Fall müssen Sie ihnen nachgehen und herausbringen, wo die Amerikaner wohnen. Das dürfte nicht allzuschwer sein. Erweist sich aber meine zweite Vermutung als richtig, so müssen Sie versuchen, den Brief, den sie abholt, in Ihre Gewalt zu bekommen, ehe sie ihn gelesen hat. Trauen Sie sich zu, das zustande zu bringen?"

„Ganz gewiß," erwiderte der junge Mann zuversichtlich. „Nur darf ich nicht in demselben Boot mit ihr an Land gehen. — Ich vermute nämlich, daß sie in mir den Fahrstuhlwärter aus dem Hotel wiedererkannt hat und daß sie sich von mir beobachtet weiß. Nur so kann ich mir die feindseligen Blicke erklären, mit denen sie mich betrachtet."

„Ihr Bedenken ist vollkommen berechtigt. — Der Oberst-steward wird in einem Boote an Land gehen, um Einkäufe zu machen, und er soll Marie mitnehmen. — Sobald sie fort sind, werde ich Sie in einem anderen Boote an das Land setzen lassen. Wenn Sie wollen, können Sie auch die Pinasse benutzen."

„Ich bitte um Verzeihung," widersprach Wolters, „aber mir scheint auch das nicht das Richtige zu sein. Wenn sie zuerst fährt, liegt die Gefahr vor, daß ich sie aus den Augen verliere. Ich weiß, daß sie jetzt beim Frühstück sitzt. Wäre es nicht das Zweckmäßigste, wenn ich sogleich an Land führe und dort ihre Ankunft erwartete?"

Hertha sah ein, daß er recht hatte, und stimmte ihm zu. Sie ließ den zweiten Steuermann kommen und gab ihm die Weisung, Wolters an das Land zu bringen.

„Der Steward soll etwas Wichtiges für mich besorgen", fügte sie erklärend hinzu. „Wenn er etwas von Ihnen verlangen sollte, was Ihnen vielleicht ungewöhnlich erscheint, so haben Sie wohl die Freundlichkeit, es nichtsdestoweniger auszuführen."

Der Steuermann verbeugte sich und verließ mit Wolters die Kabine. Er ließ die Pinasse von einigen Matrosen zu Wasser bringen, und schon nach wenig Minuten setzte sich das kleine, flinke Fahrzeug mit ihm und dem angeblichen Steward in Bewegung.

Wolters saß gedankenverloren im Stern des Bootes, und erst, als er an der Landungsbrücke herausgesprungen war, wandte er sich an den Steuermann.

„Legen Sie, bitte, die Pinasse so," sagte er in seinem mangelhaften Englisch, „daß sie von einem zweiten Boote, welches etwa von der Jacht abstößt, nicht gesehen werden kann. Ich werde Sie nachher schon zu finden wissen. Wahrscheinlich werde ich dann in großer Eile sein, und Sie müssen ohne jeden Zeitverlust abfahren, unbekümmert darum, ob ich vielleicht verfolgt werde."

„Na, es wird doch hoffentlich nicht die Polizei sein, die Sie verfolgt," lachte der Steuermann.

„Vielleicht auch das," erwiderte Wolters, auf seinen scherzenden Ton eingehend. „Vermutlich aber wird es nur ein aufgeregtes weibliches Wesen sein."

Es wurde ihm nicht schwer zu erfahren, wo sich die — glücklicherweise nicht sehr weit entfernte — Hauptpost befand, und er trat an den für die Ausgabe von postlagernden Sendungen bestimmten Schalter. Unter dem Namen Mariens waren jedoch keine Briefschaften da, und Wolters war nicht sonderlich überrascht, denn er hatte es von vornherein für wenig wahrscheinlich gehalten, daß sie mit den Verfolgern Burkhardts unter ihrem richtigen Namen korrespondieren würde.

Da sein Auftrag dahin ging, zu beobachten, ob sie nicht etwa mit einem der Amerikaner zusammenträfe, blieb er nicht in der Nähe der Post, sondern kehrte — vorsichtig ausspähend, um ihr nicht etwa unversehens in den Weg zu laufen — an den Landungskai zurück.

Der Steuermann hatte die erhaltene Weisung gut befolgt, denn die Pinasse war nirgends zu sehen; aber als Wolters nach der Jacht hinüberblickte, sah er das Boot eben abstoßen. Er versteckte sich und beobachtete, wie einige Minuten später der Oberst-steward Marien galant beim Aussteigen behilflich war. Er ließ ihnen einen kleinen Vorsprung und folgte ihnen dann durch einige der Straßen, die vom Ufer in das Innere der Stadt führten. Schon hatte er zu fürchten begonnen, daß der liebenswürdige Begleiter an der Seite der Zofe bleiben und ihn dadurch der Möglichkeit berauben würde, seinen Auftrag auszuführen, als er zu seiner großen Erleichterung sah, daß der Mann seinen Hut gegen Marie lüftete und sich mit seinen Körben nach einer anderen Richtung hin entfernte. Das junge Mädchen wandte sich an einen Vorübergehenden, offenbar um den Weg nach der Post zu erfragen. Und obwohl sie des Englischen bis auf ein paar unterwegs von der Bemannung der Jacht aufgeschnappte Brocken unkundig war, schien es ihr doch gelungen zu sein, sich verständlich zu machen, denn sie wandte sich sofort nach der richtigen Seite.

Wolters verkleinerte die Entfernung, die ihn von ihr trennte, und sah sie in die Hauptpost eintreten. Er durfte natürlich nicht daran denken, ihr drinnen vor allen Leuten die Briefschaften zu entreißen, denn ein solcher Versuch wäre ihm wahrscheinlich übel bekommen. Er befand sich darum in einiger Verlegenheit. Daß er eine Möglichkeit finden würde, ihr die gefährliche Korrespondenz abzunehmen, war ihm zwar außer allem Zweifel, aber es sollte sich doch darum handeln, daß es geschah, ehe sie selbst von ihrem Inhalt Kenntnis genommen. Und es war mehr als wahrscheinlich, daß sie gleich in der Post mit der Lektüre beginnen würde.

Er sah durch das Fenster, daß ihr der Beamte einen Brief einhändigte, und seine Befürchtung erwies sich als vollkommen begründet, denn sie trat an eines der Schreibpulte.

Vorrat an frischem Fleisch haben. Sie werden 25 Schlitten ziehen, 21 erfahrene und abgehärtete Männer werden sie begleiten." Peary beabsichtigt annähernd dieselbe Route einzuschlagen, wie auf seiner letzten Expedition. Er kommt dabei auf das Mißlingen seines letzten Vorstoßes zu sprechen und sagt: „Die Fehler jener Reise werden mir jetzt zum Nutzen gereichen. Unser Scheitern lag daran, daß die zum Nahrungsmittelersatz zum Depot zurückgesandten Männer nicht mehr zu mir zurückkehrten; sie verirrten sich und entgingen nur mit knapper Not dem Tode. Auf der Rückfahrt über Grönland fand ich sie hilflos und schon halberstarrt. Wir waren beim Vormarsch nach Norden auf einen Strom bezw. eine große offene Wasserrinne gestoßen. Während wir harrten, daß die Rinne sich schließen möge, sandte ich einen Teil der Gefährten südwärts zum Cap zurück; sie sollten unsere nahezu erschöpften Lebensmittelvorräte ergänzen und sofort mit dem Proviant uns nacheilen. Inzwischen schloß sich unerwartet schnell die Wasserrinne und kurzentschlossen stießen wir norwärts. Natürlich rechneten wir damit, daß die anderen mit den Vorräten unseren Spuren folgen würden. Daß sie an ihrer Aufgabe scheiterten, daß sie sich verirrten und nicht mehr zu uns stoßen konnten, das war es, was uns um die Entdeckung des Pols brachte. In meiner neuen Expedition werde ich diese Lehren beherzigen; ich werde meine Leute zusammenhalten, keine Trennungen mehr machen und mit genügendem Proviant versehen unverzüglich und unbeirrt nach Norden vordringen." Peary will die „Roosevelt" wieder an der Küste Crantlands überwintern lassen und wennmöglich an demselben Ankerplatz, den er das letzte Mal benutzte. Hier werden die Mannschaften mit Schlittenzimmern und anderen Arbeiten beschäftigt werden, damit sie in der Polarnacht nicht Heimweh bekommen. „Die Karten sind vorbereitet, die Männer sind abgehärtet, die Hunde werden gemästet, Vorräte werden zur Hand sein und alles, was ein Forscher braucht, wird bereit sein, den Erfolg des großen Unternehmens zu sichern." Von Grantland bis zum Pol harrt der kühnen Polarfahrer eine Schlittenreise von 500 engl. Meilen. „Im Schlitten können wir täglich 15—20 Meilen bewältigen; im ganzen müssen wir 1000 Meilen rechnen, die zurückgelegt werden müssen, wenn wir den Pol erreichen und heimkehren wollen."

Knappschaftswesen und Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Leserkreise zugehenden Anfragen, soweit sie bergmännische Angelegenheiten und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. — Nachdruck, auch im Auszuge, verboten).

Die Wohltaten, die dem arbeitenden Stande durch die reichsgesetzliche Invalidenversicherung gewährleistet werden, bestehen, wie im allgemeinen bekannt, hauptsächlich in der Zahlung von Beihilfen (Renten) an alte oder erwerbsunfähig gewordene Personen. Die Altersrente wird ohne Rücksicht auf das Vorhandensein von Erwerbsunfähigkeit nach Vollendung des 70. Lebensjahres, die Invalidenrente ohne Rücksicht auf das Lebensalter beim Vorhandensein dauernder Erwerbsunfähigkeit im Sinne des Gesetzes gewährt. Mit dieser Tätigkeit ist aber die soziale Fürsorge der reichsgesetzlichen Invalidenversicherung noch nicht erschöpft. Im Paragraph 18 des Gesetzes ist den Versicherungsanstalten das Recht gegeben, erkrankte Versicherte, bei denen als Folge der Krankheit Erwerbsunfähigkeit zu besorgen ist, einem Heilverfahren in einem Krankenhause oder in einer Anstalt für Genesende zu unterwerfen. In neuerer Zeit wird von dieser Befugnis in steigendem Maße Gebrauch gemacht; einzelne Versicherungsanstalten sind sogar dazu übergegangen, eigene Sanatorien für diesen Zweck zu erbauen, so der Allgemeine Knappschaftsverein, der bekanntlich in Behringhausen bei Meschede eine groß angelegte Lungenheilstätte besitzt. Es ist nun die Frage gestellt worden, ob ein Versicherter der Aufforderung der Versicherungsanstalt (bezw. des Knappschaftsvorstandes), sich einem Heilverfahren zu unterziehen, auf alle Fälle nachkommen muß. Diese Frage ist nicht unbedingt zu bejahen. Das Gesetz schreibt ausdrücklich vor, daß zur Einleitung eines Heilverfahrens die Zustimmung des Erkrankten erforderlich ist, wenn dieser verheiratet ist, wenn er eine eigene Haushaltung hat, oder wenn er Mitglied der Haushaltung seiner Familie ist. Die unter diese Kategorie fallenden Versicherten werden sinngemäß nicht gezwungen werden können, sich dem Heilverfahren zu unterziehen. Anders ist es bei den Ledigen, die keine eigene Haushaltung haben und auch nicht Mitglieder der Haushaltung ihrer Familie sind. Im allgemeinen wird man allen Versicherten, denen die Aufnahme in eine Heilanstalt angeboten wird, empfehlen können, sich nicht gegen das Heilverfahren zu sträuben. Die Erfolge, die damit erzielt werden, sind nach den Berichten der Versicherungsanstalten recht günstige. Während der Dauer des Heilverfahrens erhalten die Angehörigen, deren Unterhalt der Erkrankte bisher aus seinem Arbeitsverdienst bestritten hat, eine Unterstützung. Diese Angehörigen-Unterstützung beträgt, sofern der Versicherte der reichs- oder landesgesetzlichen Fürsorge bis zum Eingreifen der Versicherungsanstalt unterlegen hat, die Hälfte des für ihn während der gesetzlichen Dauer der Krankenunterstützung maßgebend gewesenen Krankengeldes. Wenn der Versicherte der gesetzlichen Krankenfürsorge nicht unterlegen hat, so erhalten die Angehörigen ein Viertel des für den Ort seiner letzten Beschäftigung oder seines letzten Aufenthalts maßgebenden ortsüblichen Tagelohns gewöhnlicher Tagesarbeiter. Entzieht sich ein Versicherter ohne gesetzlichen oder sonst triftigen Grund dem Heilverfahren, so kann ihm, wenn die Krankheit zur Erwerbsunfähigkeit führt, die Invalidenrente auf Zeit ganz oder teilweise versagt werden.

Nach B. Ein Knappschaftsmitglied gilt so lange als Invalide, als es Anspruch auf Berginvalidenunterstützung hat. Demzufolge ist ein wieder arbeitsfähig gewordener Invalide erst von dem Tage ab als aktives Mitglied zu betrachten, an welchem der Anspruch auf Berginvalidenunterstützung fortfällt, wenn auch die Arbeitsfähigkeit schon vor diesem Zeitpunkt wieder eingetreten ist.

Der Wechsel der Körpergröße.

Die Größe der menschlichen Gestalt ist wie auch ihr Gewicht einem ständigen Wechsel unterworfen. Wenn man einen Menschen genau mißt, sobald er sich des Morgens aus dem Bette erhoben hat, und wiederholt diese Messung vor dem Schlafengehen am Abend, so wird man feststellen können, daß seine Größe mit dem vorrückenden Tag ständig zusammengeschrumpft ist. Um acht Uhr abends ist jeder Mensch kleiner, als um acht Uhr morgens, und bei manchem Menschen handelt es sich hier um einen Unterschied von über einem Zentimeter. Im allgemeinen verliert man jedoch, wie in der Zeitschrift „Renaissance Litteraire" ausgeführt wird, tagsüber nur fünf bis sechs Millimeter, die man während der nächtlichen Ruhezeit in der Regel wieder einholt. Die Abnahme der Körpergröße ist besonders bedeutend, wenn man längere Märsche zurücklegt. Auch das Radfahren macht sich sehr stark bemerkbar; Professor Martel stellte bei einem Radfahrer, den er unter ständiger Kontrolle hatte, fest, daß er an den Tagen der großen Rennen bis zu 2 Zentimetern kleiner wurde. Diese Tatsache, auf die man gewöhnlich nicht achtete, hat einmal eine große Rolle in einem Prozeß gespielt, der im Jahre 1869 in England geführt wurde. Ein Schlächter aus Melbourne gab sich auf Grund seiner außerordentlichen Familienähnlichkeit als den einzigen Erben einer reichen englischen Familie aus, der seit einer Reihe von Jahren spurlos verschwunden war. Der Kommandeur des Regiments, in dem der Verschollene als Offizier gedient hatte, fand in den Akten die genaue Angabe seiner Körpergröße und teilte sie dem Gericht mit, wobei sich zeigte, daß der Kläger genau dasselbe Maß hatte. Da fragte plötzlich ein Geschworener, ob dieses Maß denn des Morgens oder des Abends genommen wäre. Zunächst lächelten alle über diese anscheinend naive Frage; dann aber machte der Advokat der wirklichen Erben auf die große Bedeutung dieses Umstandes aufmerksam, und es wurde eine Nachprüfung angestellt. Dabei stellte sich heraus, daß das Körpermaß des Australiers nur am Abend mit dem Maße des verschollenen Offiziers, der am Morgen gemessen wurde, völlig übereinstimmte, und diese Tatsache führte mit anderen zu der Entlarvung des Betrügers.

Lokales.

Zur Warnung sei folgender Fall mitgeteilt: In Kraubug (Oberbayern) sind 2 Kinder nach dem Genuß von Tollkirschen unter gräßlichen Schmerzen auf dem Felde gestorben.

Auf Zeche Baaker Mulde in **Linden** wird gegenwärtig ein Schacht neu ausgemauert. Als nun der Schachtsteiger Gustav Mehring Dienstag nachmittag mit Lotarbeiten beschäftigt war, stürzte er kopfüber 15 Meter tief hinab und trug lebensgefährliche Verletzungen davon. Herr Mehring brach das linke Bein, den linken Arm und erlitt außer schweren Kopfverletzungen eine Erschütterung des ganzen Körpers. Er wurde ins evangel. Krankenhaus gebracht. M. ist verheiratet und Vater von vier Kindern.

In **Westherbede** stürzte das 8jährige einzige Töchterchen der Familie Wirt Poggenpohl aus dem obersten Stockwerk durch den Treppenschacht in den mit Steinen belegten Flur hinab. Als der Vater auf den markerschütternden Schrei der Kleinen hinzueilte, lag sie bereits mit zerschmettertem Schädel neben der Treppe; der Tod war auf der Stelle eingetreten.

In **Haßlinghausen** stürzte der Tagelöhner Werner aus Hiddinghausen von seinem Fuhrwerk herunter vor die Räder und wurde so unglücklich überfahren, daß er nach kurzer Zeit verschied. — Auf Schacht Uhlenberg der Zeche Deutschland erlitt der Bergmann Julius Vesper durch Steinfall aus dem Hangenden schwere Verletzungen. Der Arzt stellte einen Schädelbruch und schwere Rückenmarkverletzungen fest. — Auf dem Schlachtfelde der Arbeit fand der Hauer Richard Vollmann in Silschede seinen Tod. Er wurde auf „Ver. Trappe" von Gesteinsmassen verschüttet und konnte nur als Leiche zutage gefördert werden.

Die Opfer des vierten Juli.

Erst jetzt wird bekannt, wieviel Menschen bei der großen Nationalfeier, die alljährlich am 4. Juli, dem Unabhängigkeitstage, in den Vereinigten Staaten gefeiert wird, im Festtrubel ihr Leben lassen oder allerlei mehr oder minder schwere Verwundungen davontragen mußten. Die patriotische Feier hat in diesem Jahre nicht weniger als 164 Menschen das Leben gekostet; 4249 wurden verwundet! Die meisten dieser Opfer sind kleine Knaben, die mit Pistolen und Feuerwerk spielten und dabei Verletzungen erlitten, die mit Kinnbackenkrampf endeten; 73 solcher Fälle werden verzeichnet. 31 kleine Kinder, meist hellgekleidete kleine Mädchen sind buchstäblich zu Tode verbrannt. Von den Verletzten sind viele für ihr ganzes Leben gelähmt. 12 Personen mußten das Augenlicht verlieren — im Vorjahre waren es 22 — 75 verloren je ein Auge, 57 Arm oder Hand und 237 einzelne Finger. Diese grauenhafte Statistik, die alljährlich mit dem Nationalfeiertage wiederkehrt, ist dabei noch die schlimmste nicht, und man kann den Amerikanern gratulieren, daß ihr Unabhängigkeitsfest diesmal so relativ günstig verlaufen; man hat ausgerechnet, daß durch die patriotischen Feiern am 4. Juli bisher mehr Amerikaner ihr Leben opfern mußten, als in dem Unabhängigkeitskriege selbst. Nach und nach beginnen die furchtbaren Ziffern auch eine gewisse abschreckende Wirkung auf die Festesfreudigen auszuüben; schon in diesem Jahr konnte man beobachten, wie viele Familien den Unabhängigkeitstag durch Ausflüge und Pidnics im Freien feierten und es vermieden, sich unter die Massen zu mengen. Eine gewisse Schuld an den traurigen Fällen ist übrigens den Behörden nicht abzusprechen, die sich nicht dazu aufraffen können, gegen die großen feuergefährdeten Frösche, Schwärmer und die Spielpistolen ein energisches Machtwort zu sprechen. Aber es scheint, daß die Amerikaner noch nicht reif sind, den Glanz ihres Nationalfestes um diese Genüsse zu kürzen.

---

um den Umschlag des Schreibens zu lösen. Nun galt es rasch zu handeln, und im entscheidenden Augenblick hatte Wolters wirklich einen rettenden Ausweg gefunden. Neben der Tür des Postamtes stand ein Bettler, der jedem Eintretenden seinen Hut entgegenhielt. An ihn wandte sich Wolters und drückte ihm eine Kupfermünze in die Hand.

„Gehen Sie schnell hinein," sagte er hastig, „und melden Sie der Dame da drinnen an dem Pult, daß eine Miß Roumier sie auf der Stelle sprechen müsse. Aber merken Sie sich den Namen gut: Miß Roumier!"

Pochenden Herzens wartete der angehende Detektiv auf den Erfolg seiner Kriegslist. Er sah, wie der Bettler auf Marie zutrat und sie ansprach. Sie zuckte erschrocken zusammen, und wenn sie auch von dem, was der Mann zu ihr sagte, kaum mehr als den Namen Roumier verstanden haben konnte, so war ihr das doch genug gewesen, um sie zu sofortigem Verlassen des Postamtes zu bestimmen. In dem Augenblick, da sie heraustrat, entriß ihr Wolters mit einer blitzschnellen Bewegung den Brief, den sie in der Hand behalten hatte. Ohne sich um das zornige Geschrei des Mädchens zu kümmern, eilte er zum Ufer zurück. Aber er wurde nicht, wie er es vorhin als seine Vermutung dem Steuermann gegenüber geäußert hatte, von der Beraubten verfolgt. Sie war zwar ein paar Schritte hinter ihm her gelaufen; aber ihre natürliche Klugheit veranlaßte sie, von allen weiteren Bemühungen abzustehen.

Wenn sie jetzt eine wilde Jagd durch die Straßen inszenierte, so gab sie damit unzweideutig zu erkennen, daß sie dem entrissenen Briefe eine große Bedeutung beimaß und stellte sich damit in Herthas Augen unzweifelhaft das Zeugnis einer Verräterin aus. Wenn sie die Sache aber wie einen schlechten Spaß des Stewards behandelte, so hatte sie nach ihrer Meinung kaum etwas zu fürchten. Der Umschlag des Briefes trug ihren Namen nicht, und Miß Roumier hatte ihr ausdrücklich zugesichert, daß der Inhalt der an sie gerichteten Schreiben stets zweideutig genug gehalten sein würde, um sie nicht zu kompromittieren, falls einmal das eine oder das andere in die unrechten Hände fallen sollte. Sie konnte sich also, falls man sie zur Rede stellte, einfach damit ausreden, daß es sich um ein Versehen des Postbeamten gehandelt habe, von dem ihr infolge ihrer Unfähigkeit, sich in der fremden Sprache zur Genüge verständlich zu machen, ein gar nicht für sie bestimmter Brief ausgehändigt worden sei. — —

Das Billett, das Hertha aus den Händen des geschickten jungen Menschen empfing, enthielt nur wenige Worte, und sie lauteten:

„Holroyd-Straße 47. — So bald als möglich."

Als Marie in Gesellschaft des Ober-Stewards an Bord zurückkehrte, blickte sie so unschuldig und unbefangen drein, als wäre ihr Gewissen nicht im mindesten bedrückt. Und Hertha begegnete ihr ihrerseits ganz in der gewohnten Weise. Von dem Briefe war mit keiner Silbe die Rede, so daß die Zofe im Zweifel war, ob das Ganze nicht vielleicht wirklich nur ein übermütiger Streich des jungen Stewards gewesen sei.

Hertha aber hatte den Kapitän instruiert, daß ihre Zofe während des Aufenthalts in Exmouth unter keinen Umständen noch einmal an Land zu setzen sei, welchen Grund sie auch immer für einen solchen Wunsch geltend machen möge. Und zur Beschwichtigung des Erstaunens, das sie dabei auf dem Gesicht des Engländers bemerkte, hatte sie lächelnd hinzu gefügt:

„Das soll nicht etwa eine Strafe für das Mädchen sein. Aber ich habe die Absicht, jemandem eine Ueberraschung zu bereiten, die sie mir leicht verderben könnte."

Das war für Mr. Crawford Erklärung genug gewesen. Und vollkommen arglos hatte er der jungen Frau die Versicherung gegeben, daß ihn weder Bitten noch Tränen des hübschen Zöfchens bewegen würden, dem Wunsche seiner gegenwärtigen Schiffsherrin zuwider zu handeln.

„Am Ende wird sie damit ja auch nicht all zu viel verlieren," meinte er. „Denn die Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen von Exmouth sind nicht derart, daß es einen zum Selbstmord treiben könnte, ihrer verlustig zu gehen."

20. Kapitel.

Nach dem Mittagessen setzte Hertha ihren Gatten davon in Kenntnis, daß sie sich in der Pinasse an Land setzen lassen wolle, um einige kleine Besorgungen zu machen, daß sie aber in längstens einer Stunde zurück zu sein gedenke.

Als er ihr seine Begleitung anbot, wehrte sie lächelnd ab.

„Diesmal ist es wirklich besser, Liebster, ich fahre allein. — Was ich einkaufen will, sind allerlei kleine Artikel für meine Toilette. Und es ist nicht nötig, daß Du allzu tief in meine weiblichen Geheimnisse eindringst. Sei versichert, daß ich mich nach Kräften beeilen werde, um des Vergnügens Deiner Gesellschaft auch nicht eine Viertelstunde lang ohne Not verlustig zu gehen."

Sie war im innersten Herzen froh, daß er sich damit zufrieden gab und nicht auf der Mitfahrt bestand, denn der Gedanke, daß er auf dem Lande mit den Amerikanern zusammentreffen könnte, würde sie mit tödlicher Angst erfüllt haben.

Nach zärtlichem Abschied bestieg sie das kleine Fahrzeug, das — von seinem guten Motor getrieben — pfeilschnell über die glatte Wasserfläche dahinschoß.

Es war ein ausnehmend schöner Tag. Die Sonne leuchtete von einem wolkenlosen Himmel hernieder und verwandelte die weite Fläche des Stromes in einen glitzernden silbernen Spiegel. Schneeweiß schimmerten die Segel der kleinen Fahrzeuge, die diese Fläche belebten. Die am Ufer hingelagerte Stadt sah so blitzsauber aus, als hätte sie zum Empfang der jungen Frau ihren schönsten Sonntagsschmuck angelegt. Und in anmutigen, weichen Umrissen begrenzten die Haldon-Hills, die hinter Exmouth dahinziehenden Hügel, das reizende Bild.

Sehnsüchtig blickte Wolfgang seinem jungen Weibe nach. Gewiß würde er noch im Augenblick ihrer Abfahrt seinen Wunsch, sie zu begleiten, wiederholt haben, wenn Hertha nicht klug genug gewesen wäre, ihm rechtzeitig jede Möglichkeit dazu abzuschneiden.

„Du mußt mir versprechen, die arme Tante Anna während meiner Abwesenheit ein bischen zu unterhalten, liebster Schatz," hatte sie mit ihrem süßesten Lächeln gesagt. „Sie hat so lange ihre geliebte Partie Pikett nicht mehr gehabt, daß sie schon anfängt, melancholisch zu werden, zumal sie hier auf dem Schiffe ohnedies manche andere gewohnte Zerstreuung missen muß. Ich habe ihr schon gesagt, daß Du Dich heute für sie opfern willst, und sie war ganz gerührt vor Dankbarkeit. — Du wirst ein guter Junge sein und wirst mich nicht Lügen strafen — nicht wahr?"

Was hätte er ihr wohl abschlagen können — jetzt in diesem wonnevollen Honigmond, der ihn so glücklich machte, wie er sich's nimmermehr erträumt hatte. Mit einem kleinen Seufzer der Resignation hatte er Herthas Hand an seine Lippen geführt und ihr versprochen, der galanteste Kavalier zu sein, der Tante Anna jemals seine Dienste gewidmet. Und ihr schelmischer Blick hatte ihm eine Belohnung verheißen, die wohl geeignet sein mußte, ihn über die kurze Trennung zu trösten.

Marie hatte im stillen gehofft, daß ihre junge Herrin sie mitnehmen würde, und als sie inne wurde, daß sie sich

Wie Studenten herintfallen könnt.

Studenten, wenn sä nich studeeret,
Sä supt und driewt dann Ulkerie;
Sä soppt et Nachts dann manchen Wächter,
Kriegg't manchen schmählich ok dobi,
So mancher weet dat te vötellen,
Denn völle schmären sä all an.
Doch eenmol funnten sä en Mester,
Un dat wor blos en Buersmann.
Sä lagten vuller Lust im Fenster,
Do kam dat kleine Bürken h'ran;
„He, Bauer, komm, woll'n disputieren!"
„Ja wol", sag hä, „dat näm eck an!"
Bold wor hä bobben in dä Stowe,
Satt sinen Prengel flott op Siet,
Begrüßen all dä hoge Hären
Un sag: „Mä los, eck si sowiet!"
Sä woren öhres Sieges seker
Un schleigen folgendes nu vör:
‚Wir stell'n an Dich jetzt eine Frage;
Die Antwort sei Dir nicht zu schwer.
Wir deponieren hier fünf Taler;
Du machst dasselbe, sei nicht dumm;
Triffst in der Antwort Du das Richt'ge,
Ist all das Geld Dein Eigentum."
„Dat es mi recht," sag hä met Freuden,
„Hier sind dä Platen, nu mä drop!"
Un eener van dä Zukunftsdockters
Gaf nu dem Bur dä Frage op:
„Du hast doch sicher schon gehöret
Von Habakuk, gelehrt und schlau;
Wir woll'n von Dir nun gerne wissen:
Wie hieß des großen Mannes Frau?"
Dä Bur besunnt sick gar nicht lange,
„Dä Habakuk'sche", sag hä flott,
Un domet grep hä noh dä Platen
Un strek sick dä ok schleunigst fott.
Sä woll'n dat ers nich gellen loten,
Dat wör nich richtig un nich klor;
Doch sag dä Bur: „Et wör getroffen
Un grep no siner Eickenlohr.
Dä Hären mocken godde Miene
Taum bösen Spiel un dachten hier:
„Wenn nu dä Bur uns mot wat frogen,
Dann krieg' wi usse Dahlers wier.
Denn secker es, dat grote Küken
Brengt uns nicht in Völägenheit."
„Du darfst jetzt fragen, muß erst setzen,
Auch wir sind gern' dazu bereit.
Und wenn wir treffend Antwort geben,
Erhalten wir das Geld zurück,
Und sonst ist dieses auch Dein Eigen;
Nun lege los! Versuch Dein Glück!"
Do wor hä wier met invöstohen,
Sä tallten dann tien Dahler op.
Un ohne lang' te öwerleggen,
Sag usse Bürken nu dorop:
„Git Hären wellt doch alles wetten,
Git sit jo all studeert un schlau;
Dann lott es eener van ink seggen:
Wie hett te Hus dann mine Frau?"
Do woren dä Gesichter länger
Van dä Studenten all im Kreis.
„Das kann doch keiner von uns sagen,
Weil niemand Deinen Namen weiß".
„Git könnt kän' Antwort dodrop gewen?
Doch düssen weet et !— sä hett Stien'!
Dä Wedde häw eck wier gewunnen,
Ok düsse Platen hört jetzt min!"
Völägen stonnen dä Studenten;
Et währ öm dä Läbber schwül;
Doch konn'n sä nix voteggen seggen,
Dä Bur harr den Gewinn im Bühl.
Wol wor vösocht, noch wat te retten,
Doch holp dat im geringsten nich;
Hä fuchteln met dem Eickenprengel,
Schleig op den Disch ganz fürchterlich.
Sä moggten in't Malör sick schicken,
Un hä geng af, sag froh: „Atjüß!
Wenn Git es wier wöllt diskureeren,
Raup Git mi mä, eck komm gewiß!"

Eine ganze Stadt gekauft.

Wenn man an die historischen Legende von dem alten Müller von Sanssouci denkt, der dem großen Preußenkönig mit Hinweis auf die Berliner Richter trotzte, so scheint es: nein! Freilich, bei dem amerikanischen Falle handelt es sich nicht um einen einfachen europäischen König, der der erste Diener des Staates ist, sondern um einen König von Dollars Gnaden, um einen Petroleumkönig, um William Rockefeller, den Bruder des berühmten Milliardärs. William Rockefeller besitzt in Tarrytown im Staate Washington ein riesiges Gelände, wo er in herrlichen Gartenanlagen von den Mühen seines Milliardärsdaseins Erholung sucht. Sein Besitz mag etwa 20 000 Hektar umfassen, und darum konnte sich William Rockefeller eines schönen Tages des Eindrucks nicht erwehren, daß dieses Landgebiet doch eigentlich zu klein für ihn sei und ihm zu wenig Bewegungsfreiheit gewähre. Und er entschloß sich, sein Fleckchen Erde zu vergrößern. Aber da gab es ein Hindernis: zwischen dem Besitz des Petroleumkönigs und Tarrytown lag die kleine Stadt Brandon. William Rockefeller konnte natürlich mit solchen Bagatellen sich nicht herumärgern; die Stadt ärgerte ihn, also kaufte er die Stadt! Alle Leute beugten sich der Argumentation eines unerschöpflichen Geldbeutels. Nur einer nicht, ein alter Landwirt, der weigerte sich, das Haus zu verlassen, in dem er geboren war. William Rockefeller verlor kein Wort. Nachdem Brandon in seinen Besitz gekommen war, begann er damit, alle Verkehrswege abzuschneiden, alle Straßen, Pfade, Wege, die vordem öffentlich waren. Der alte Landwirt war verurteilt, seinen Boden nicht zu verlassen, wollte er sich nicht einer Bestrafung wegen Betreten fremden Eigentums aussetzen. Er ging zum Gericht und verklagte Rockefeller. Aber er fand bei den Richtern kein Gehör, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als der Macht des Dollarkönigs sich zu beugen, oder auf einen Verkehr mit der Außenwelt zu verzichten.

Allerlei.

Die Entführung des Zollwächters. Ein kecker Handstreich französischer Automobilisten wird dem „Matin" von der lothringischen Grenze berichtet. Jeder fremde Automobilist, der die Grenze Elsaß-Lothringens überschreitet, muß von der deutschen Zollverwaltung einen Erlaubnisschein, der wenigstens 15 Mark kostet, und eine Marke mit Nummer, die 6 Mark kostet, erstehen. Dieser Tage war es nun einem französischen Automobilisten gelungen, vom Departement Meurthe-et-Mosell aus die lothringische Grenze zu überschreiten, ohne diese Formalitäten zu erfüllen. Die Reisenden waren bis zu dem Hotel gekommen, das am Fuße des Donon liegt, als ihnen ein Zollwächter begegnete, der sie aufforderte, sie zur Zollwache zu begleiten. Er erlaubte den Franzosen jedoch, erst im Hotel zu dinieren, und als sie damit fertig waren, luden sie den deutschen Beamten freundlichst ein, bis zur deutschen Zollstation, die fünf Kilometer von der Grenze liegt, mit ihnen im Automobil zu fahren. Der Zollwächter nahm die Einladung ahnungslos an — und nun sauste das Automobil mit 90 Kilometer Stundengeschwindigkeit den Bergabhang hinab, bis es wieder fünf Kilometer jenseits der Grenze war. Dort setzten sie den düpierten Zollwächter ab, der, um der drohenden Verhaftung durch die französischen Kollegen zu entgehen, seine Beine in die Hand nahm und zur Grenze zurückrannte.

Die Fulton-Hundertjahrfeier in Newyork. Aus Newyork wird berichtet: Der Newyorker Hafen hatte am Sonnabend zur Erinnerung an die erste Fahrt von Amerikas erstem Dampfboot, die vor 100 Jahren stattgefunden hat, ein Festgewand angelegt, und auch die großen atlantischen Dampfer, die an diesem Tage einliefen, bedeckten sich in dem Augenblick, da sie in die Bai gelangten, über und über mit bunten Wimpeln. Um 1 Uhr mittags dippten die Hunderte von Schiffen im Hafen ihre Flaggen und ließen ihre Dampfpfeifen ertönen, denn gerade zu dieser Stunde war Robert Fultons „Clermont" vor hundert Jahren mit großer Mühe langsam den Hudson River hinaufgedampft, während die Segler sich über ihn lustig machten und ihm höhnisch zuriefen, ob sie ihm nicht ein Tau zuwerfen sollten, und während auch die Zuschauer am Lande den unternehmenden Mann hänselten, da sie völlig überzeugt waren, daß das kleine Fahrzeug das Unmöglichste versuchte. Die stattliche Zahl der Dampfer, die jetzt im Newyorker Hafen lagen, und die imponierenden Ozeanriesen, die stolz durch die Fluten daherrauschten, gaben einen interessanten Kommentar zu der Bedeutung jenes historischen Moments, da der kühne Erfinder, des Gespötts der Menge nicht achtend, zum ersten Mal auf seinem gebrechlichen Boot mit Dampfkraft seinen Weg durch die Fluten des Hudson bahnte.

Ein fünfjähriger Held. Aus Newyork wird berichtet: Ein tragischer Vorfall ereignete sich am Dienstag im Newyorker Hafen. Mrs. Jakobson mietete ein Ruderboot, und mit ihren drei Kindern und einer Freundin, Mrs. Igangold, ruderte sie in die Bai hinaus. Auf der Fahrt wollten die Damen im Rudern wechseln; die eine erhob sich, das Boot geriet ins Schwanken, Mrs. Jakobson verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Sofort erhob sich das jüngste ihrer Kinder, der fünfjährige kleine Sidney, und in dem Instinkt, der Mutter zu helfen, sprang er ihr in die Wellen nach und ergriff ihren Arm. Allein der arme kleine Kerl verlor den Halt und sank unter. Inzwischen hatte Mrs. Igangold das Boot zur Unglücksstelle gebracht und bemühte sich, ihre verzweifelnd gegen die Wellen kämpfende Freundin ins Boot zu ziehen. Dabei verlor auch sie das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Glücklicherweise hatten zwei Offiziere den aufregenden Vorfall bemerkt; sie sprangen in ein Boot, ruderten heran, und es gelang ihnen, die beiden Frauen zu retten. Der kleine Sidney aber war das Opfer seiner Kindesliebe geworden.

Die „Macht des Gesanges". Man schreibt aus Paris: Der chinesische Diener der bekannten Pariser Opernsängerin Mme. Paradesse ist ein sehr radikaler Kritiker europäischer Gesangkunst. Tui Si Hu hat in den letzten vierzehn Tagen nicht weniger als drei energische Selbstmordversuche glücklich überstanden. Zuerst nahm er Arsenik; aber beizeiten flößte man ihm ein Brechmittel ein, und Tui Si Hu mußte weiterleben. Er nahm Opium, aber wieder pfuschten ihm die Aerzte ins Handwerk. Schließlich machte er einen letzten verzweifelten Versuch: vom zweiten Stock aus stürzte er sich aus dem Fenster. Aber der lebensverbitterte Sohn des Himmels hatte nicht mit dem Pariser Straßenverkehr gerechnet: er fiel auf die Polster eines vorüberfahrenden Automobils und mit einer leichten Verletzung sah er sich enttäuscht ein drittes Mal an dies irdische Jammertal gebannt. Man brachte ihn zur Polizeiwache, und hier erklärte Tui Si Hu freimütig, was ihm das Leben „vergellt" habe: Die Gesangsübungen seiner Herrin beleidigen sein Empfinden! „Mme. Paradesse heult zu viel", seufzte der Bedauernswerte, „sie heult den ganzen Tag und ich möchte lieber sterben, als das noch länger mit anhören." Die Sängerin lächelte; sie hatte für ihren armen Turi Si Hu volles Verständnis und wird ihn in das Himmlische Reich heimschicken.

---

in dieser Erwartung getäuscht habe, zerbrach sie sich den Kopf, um einen Vorwand zu erfinden, der ihre Bitte, mit in die Pinasse steigen zu dürfen, gerechtfertigt hätte.

Aber es fiel ihr nichts ein, und die Furcht, sich irgendwie zu verraten, nahm der sonst so Kecken all ihre gewohnte Dreistigkeit. Sie konnte durchaus nicht darüber ins Reine kommen, welche Bewandtnis es mit dem Briefraub gehabt, denn weder Hertha noch Wolters hatten desselben bisher Erwähnung getan. Dem Steward war sie freilich seit ihrer Rückkehr an Bord geflissentlich aus dem Wege gegangen; ihrer jungen Herrin aber hatte sie, wie immer, beim Ankleiden für den Ausflug behilflich sein müssen, und sie war dabei nicht aus der Besorgnis vor einer peinlichen Frage herausgekommen. Aber Hertha hatte mit ihr gesprochen wie immer, kein Wort und kein Blick hatten Unwillen oder Mißtrauen verraten, nur daß sie vielleicht um ein Geringes kühler gewesen war als sonst und daß ihre Gedanken von irgend etwas sehr lebhaft in Anspruch genommne schienen.

Schließlich hatte die Zofe auch den letzten geeigneten Augenblick für eine Aeußerung ihres Wunsches verpaßt, und mit stillem Ingrimm mußte sie es geschehen lassen, daß die Pinasse ohne sie abfuhr.

— — — — — — — — — — — — —

Mit einer eleganten Wendung legte sich die Pinasse an den Landungssteg.

„Sie brauchen nicht auf mich zu warten," sagte Hertha zu dem Führer des Fahrzeuges. „Meine Besorgungen werden voraussichtlich eine längere Zeit in Anspruch nehmen, und es genügt, wenn Sie in einer Stunde wieder da sind, um mich zur Jacht zurückzubringen."

Sie zögerte, bis sich die Pinasse um ein Stück vom Lande entfernt hatte. Dann erst wandte sie sich an einen Vorübergehenden, um ihn nach der Holroyd Straße zu fragen.

Es war ihr fester Entschluß, diesem qualvollen Zustande der Angst und Ungewißheit um jeden Preis ein Ende zu machen, wie groß auch immer die Gefahr sein mochte, der sie sich dabei aussetzte. Der an Marie gerichtete Brief hatte ihr den untrüglichen Beweis geliefert, daß dies schreckliche amerikanische Kleeblatt ihren Gatten nicht einen Moment aus den Augen verlor, daß sein teures Leben schwer bedroht war, wo auch immer er sich befand, und daß die unerbittlichen Verfolger über Hilfsmittel geboten, die auf die Dauer ein Entrinnen unmöglich machten. Das konnte und durfte so nicht weiter gehen. Die düstere Wetterwolke, die da beständig über Wolfgangs Haupte schwebte, würde ihr das Leben schließlich zur Hölle gemacht haben. Wollte es ihr doch schon jetzt kaum noch gelingen, selbst in den Augenblicken der höchsten Glückseligkeit den Gedanken an das unheimliche Verhängnis aus ihrer Seele zu bannen, und wurde es ihr doch immer schwerer, eine plausible Erklärung zu finden, wenn der Gatte sie nach der Ursache ihrer Zerstreutheit, ihres häufigen nervösen Zusammenfahrens oder der hundert anderen augenfälligen Kennzeichen ihres Gemütszustandes fragte.

Da diese Verfolger sich hinsichtlich seiner Person ohne allen Zweifel in einem Irrtum befanden, mußte es doch eine Möglichkeit geben, sie darüber aufzuklären. Und kein Weg konnte dazu besser geeignet sein als der einer persönlichen Aussprache. Sie fürchtete nicht im Ernst, daß man ihr ein Leid antun würde, denn abgesehen davon, daß sie den dreien oder dem Bunde dem sie angehörten, niemals zu nahe getreten war, würde jede Gewalttat, die man etwa gegen sie verübte, eine Unklugheit gewesen sein, die den Abgesandten des Ordens der Freunde die Erreichung ihres eigentlichen Zieles so gut wie unmöglich gemacht hätte.

Ihre Seele war darum ganz frei von Angst als sie die ihr bezeichnete Richtung einschlug und in die Holroyd-Straße bog.

Es war eine enge, armselige Straße, die offenbar nur von Leuten der unteren Stände bewohnt wurde, und das Haus Nummer siebenundvierzig unterschied sich in nichts von seiner wenig anmutigen Umgebung.

Auf einem schiefen, verwitterten Schilde im Erdgeschoß war zu lesen: „Mrs. Claphams Boarding-House."

Hertha setzte den daneben befindlichen Glockenzug in Bewegung, aber sie mußte noch eine geraume Weile warten, ehe sich drinnen ein langsamer Schritt der Tür näherte.

Ein ziemlich schmutziges Dienstmädchen öffnete ihr und fragte verdrießlich nach dem Begehr.

„Wohnt bei Ihnen eine Dame aus London?" fragte Hertha. Das Mädchen schien sich zu besinnen, dann erwiderte es:

„Ja — das kann schon sein — eine Miß Roumier — wenn es die ist, die Sie meinen — — es ist gerade ein Herr bei ihr zum Besuch. Aber ich kann Sie ja melden, wenn Sie es wünschen. Ich glaube, daß sie jemanden erwartet — vielleicht sind Sie das."

Hertha nannte denselben Namen, den sie auf dem postlagernden Briefe gelesen, und schlurfenden Schrittes ging das Mädchen ohne sonderliche Eilfertigkeit davon.

Herthas Herz war nun doch ein wenig beklommen, während sie auf die Wiederkehr des Mädchens wartete. Wenn ihre Kombinationen irrige gewesen waren oder wenn die Amerikanerin sich weigerte, sie zu empfangen, so hatte sie vor der Hand kein Mittel mehr, ihren Plan durchzuführen, und sie würde, nachdem sie sich einmal zu dem mutigen Entschlusse durchgerungen hatte, seine Vereitelung als eine sehr schmerzliche Enttäuschung empfunden haben.

Aber ihre Sorge war grundlos gewesen. Das Mädchen kam wieder und forderte sie auf, ihr zu folgen.

Durch einen langen halbdunklen Gang, in den zahlreiche Türen einmündeten, führte sie Hertha bis zu einer schmalen Wendeltreppe, die zu ersteigen bei ihrer halsbrecherischen Beschaffenheit eine nichts weniger als angenehme Aufgabe war. Sie gelangten auf einen kleinen Vorplatz, und das Mädchen öffnete eine der hier ausmündenden Türen, ohne daß sie es für nötig gehalten hätte, vorher anzuklopfen.

„Da ist die Dame," sagte sie und machte wieder kehrt. Hertha aber stand Berthe Roumier und Leslie Boules gegenüber.

Die beiden Amerikaner hatten ihre Gesichter gut in der Gewalt. Nichts von dem grenzenlosen Erstaunen, das sie in diesem Augenblick empfinden mußten, verriet sich in ihren Zügen. Nur einen raschen Blick hatten sie miteinander gewechselt und Berthe Roumier hatte ihrem Gefährten ein Zeichen gemacht, dessen Bedeutung einzig für ihn verständlich war.

Der lange Yankee schob sich nun zwischen die Besucherin und die Tür.

In ihrer Aufregung bemerkte die junge Frau nicht einmal, daß ihr der Rückzug abgeschnitten war.

„Sie sind jedenfalls erstaunt, mich hier zu sehen," redete Hertha die beiden an, ihre sehr begreifliche Befangenheit mutig niederzwingend. „Ich bin gekommen, um mich in freundschaftlicher Weise mit Ihnen auszusprechen und Sie über einen großen Irrtum aufzuklären. Denn Sie sind ganz offenbar auf einem falschen Wege, und Sie werden mir großen Dank wissen, daß ich gewillt bin, Sie davon abzubringen."

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" murmelte Berthe und rückte einen Sessel so, daß Hertha, wenn sie sich darauf niederließ, die Tür nicht mehr sehen konnte.

Herde, Oefen,
Haushaltungsartikel,
sämtl. Eisenwaren
liefert billigst
Heinrich Hildebrand,
Volmarstein.
Ausführung aller vorkommenden
Schlosser- u. Gitterarbeiten

Flechten

näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füsse

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte

geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den meisten Apotheken.

Butter! Butter!

Frische, allerfeinste Meierei-Butter von Kleeweide, netto 3½ Pfd. für M. 9.75 M., sowie frische süße Tafelbutter v. Kleeweide, netto 8½ Pfd., 8,50 M. offeriert und versendet franko ins Haus gegen Nachnahme das Versandthaus v. **Karl Segatz** Marggrabowa O.-Pr.

Rheumatis-

u. Gicht-Leidenden

teile ich aus Dankbarkeit umsonst mit, was meiner Mutter von jahrelangen qualvollen Gichtleiden geholfen hat.

Marie Grünauer,
München,
Pilgersheimerstraße 2/II.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak I Tabakspfeife** umsonst zu 9 Pfd. mein. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **holl. Canaster** u. Pfeife Mk. 7.50 frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kostet franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Lichtenhorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

Wolfläufe
mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 60 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hanne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

I schönes, sehr gut erhaltenes **Pianino** habe zu M. 300.— mit Garantie zu verkaufen.
C. Hilger, Essen, Grabenstraße 109, Nähe Viehhofplatz

An
die grosse Zahl
der Lungen-, Asthma-, Hals- und Hustenleidenden, überhaupt an alle die an Katarrhen od. Verschleimung der Luftwege leiden, sende ich gern und unentgeltlich ausführliche Mitteilung, welch sinnreiche Erfindung, wie natürlich, wie praktisch, wie einfach, wie gut und wie natürlich in seiner Anwendung mein Athmungsstahl ist.
L. Wolfermann, Liebenburg, Harz.

Warum nur Sonntags?

Nein, alle Tage müssen Kinder richtig ernährt werden. Milchspeisen mit



Dr. Oetker's
Vanille-Puddingpulvern

bereitet, sind das beste Abendessen für Kinder.

Bekanntmachung.

Der Verkauf der von der Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen in Hannover, Oldenburg pp. angekauften

52 Stutfohlen warmblütigen Schlages

findet am

Dienstag, den 10. September 1907, mittags 12 Uhr,

in **Hamm auf dem grossen Exerzierplatze an der Ostenallee** statt.

Die Verkaufsbedingungen mit dem Verzeichnis der eingeführten Pferde sind einige Tage vor dem Verkauf von der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer zu Münster i. W., Schorlemerstraße 6, gegen Einsendung von 10 Pfg. zu beziehen.

Die Besichtigung der Pferde ist am Montag, den 9. September 1907, nachmittags von 3 Uhr an gestattet.

Die Vorführung der einzelnen Pferde erfolgt am 10. September von 10 Uhr vormittags ab und anschließend daran um 12 Uhr der Verkauf.

Der Vorsitzende der Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen:
Freiherr von Landsberg,
Wirklicher Geheimer Rat.

---

3 bis 5 Mark täglicher Verdienst!



Gesucht sofort
an allen Orten arbeitsame Personen zur Uebernahme einer **Strumpf- u. Trikotagenstrickerei.** Dauernde leichte Hausarbeit. Hoher ständiger Verdienst 3—5 Mk. täglich. Anlernung einfach und kostenlos. Vorkenntnisse nicht erforderlich. **Garantierte Arbeitslieferung.** Prospekte u. glänzende Zeugn. kostenlos

Neher u. Fohlen, Trikotagen u. Strumpf-Fabrik,
St. Johann-Saarbrücken A 89.

II. Zuchtpferdemarkt

der Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen
am Donnerstag, den 26. September 1907
auf dem großen Exerzierplatze zu Hamm i. W.

Der **Auftrieb** muß bis 11 Uhr vormittags beendet sein. **Prämiierung** von 11 Uhr vormittags an. **Auktion** 3 Uhr nachmittags.

Die Anmeldungen sind bis zum **10. September d. J.** bei der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer anzubringen. Von dieser Stelle ist auch vom 18. September ab ein Katalog gegen Einsendung von 10 Pfg. zu beziehen.

Münster, den 23. August 1907.

Die Landwirtschaftskammer der Provinz Westfalen:
Der Vorsitzende:
J. A.: Gerland.

Staatlich-Städtische Gewerbeschule
Essen a. d. Ruhr.
A. Maschinenbauschule,
B Bauschule,
C. Dekorationsmalerschule
und kunstgewerbl. Fachklassen.
Beginn des Wintersemesters: 10. Oktober.
Programme durch Direktor **Kilp,** II. Dellbrügge 2.

VII. Westfälischer Zuchtviehmarkt

für Rindvieh und Schweine
am 26. und 27. September 1907
zu **Hamm** auf dem **grossen Exerzierplatz.**

Beginn am 26. September, nachmittags 3 Uhr. Die auszustellenden Tiere sind bis zum **1. September** bei der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer anzumelden, von welcher ein Katalog vom 20. September an, gegen Einsendung von 30 Pfg., bezogen werden kann.

Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen
in **Münster i. W.**

Gräfl. v. Schweinitz'sche Weingutsverwaltung
seither Gräfl. v. Baudissin'sche Verwaltung **Nierstein a. Rh.** Nr. 961.
bringt zum Versand
ihre hervorragend preiswerte Marke:
Nierteiner Domthal
Probekiste von 12 Fl. M. 15.—
frachtfrei jeder deutschen Eisenbahn-Station geg. Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Im Fasse von 30 Liter an bezogen p. Liter M. 1.—. Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers. Bessere Weine und Auslesen auf Verlangen. An gut empfohlene Herren sind Vertretungen zum Verkaufe unserer Weine zu vergeben.

Vertreter der Pastor Felkeschen Heilweise
ist **jeden Montag** von 9—12 u. von 2—4 Uhr im Restaurant **„Zum Lindenhof"**, Heggerstraße 13, zu sprechen.

Ein in der Nähe der Bahnhofstraße gelegenes



Wohnhaus

(12 Zimmer), hinter welchem sich eine Werkstatt einrichten läßt, mit anschließendem **Gartenland** soll unter der Hand verkauft werden.

Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle d. Ztg.



Ein Fohlen
(5 Monate alt)
zu verkaufen.
Heh. Winkelmann,
Linden, Poststr. 6.

Umständehalber eine fast neue
Strickmaschine
billig zu verkaufen.
Bismarckstraße 87.

Gebrauchter, gut erhaltener
Papagei-Käfig
zu kaufen gesucht.
Baldigste Offerten unt. W. 8 an die Geschäftsst. d. Ztg. erb.

---

2 Schlossergehülfen und 1 Lehrling
gesucht.
Heinr. Weygand.

Laufbursche
auf bald gesucht, zu melden beim
Bruchmeister **Schäfer,**
Schee.

Tüchtiger
Feuerschmied
gesucht.
W. von der Weppen,
Altendorf-Ruhr.

Suche per 1. Oktober für mein besseres Restaurant eine perfekte

Köchin,
2 Kochlehrfräulein
ohne gegens. Vergütung, sowie
2 Dienstmädchen.
E. Menne, Essen-Ruhr,
Rüttenscheiderstr. 89 I.

Ein einfaches Fräulein
welches das Kochen erlernt hat, zur Stütze der Hausfrau gesucht.
Frau **C. Bleckmann,**
Bochum V.

Zum 1. Oktober sucht ein braves evangel.
Mädchen
Frau **Hugo van Scheven,**
Langenberg (Rhld.),
Hellerstr. 10.

Zum 1. oder 15. September ein ordentliches, sauberes
Mädchen
gesucht.
Frau Betriebschef **Brandt,**
Horst (Ruhr).

Properes
Küchenmädchen
per 1. September oder später gesucht.
Frau August Schäfer,
Linden, Königstr. 87.

Zum bald. Eintritt ordentl. in Küche und Hausarbeit erfahrenes
Mädchen
gegen hohen Lohn gesucht. Gr. Wäsche wird ausgegeben.
H. Moser, Elberfeld,
Poststraße 14.

Was essen wir?

Mehlspeisen, Kuchen, Puddings sind in heisser Jahreszeit beliebteste und bekömmlichste Speisen, wenn
Reeses 5 Pfg.-Backpulver
Reeses Sparpuddingpulver
Reeses Vanillinzucker verwendet werden.
Reeses Salicyl schützt eingemachte Früchte vor dem Verderben. **Reese** G. m. b. H., **Hameln.**

Tel. Adr. **Blumenschmidt, Erfurt** Tel.-Adr.
:: Kunst- und Handels-Gärtnerei ::
Samenhandlung
Thüringens grösste Rosen- und Obstbaumschulen
Gartengeräte ● Blumenzwiebelversand ● Gartenbauliteratur
Spezialgeschäft für Blumenbindereiarbeiten für Freud u. Leid,
von einfachster, bis zu hervorragend künstlerischer Ausführung.
Geschmackvolle Zusammenstellungen aus künstl. Blumen, Blättern und Früchten, Arrangements zu Zimmerschmuck und Geschenken.
Naturgetreu präparierte Palmen.
Ball-, Kotillon- und Scherzartikel.
Reichillustrierte Preisbücher aller Abteilungen auf Wunsch kostenlos.

J. G. Schmidt, Hoflieferant **Erfurt.**

Gustav Dehne,
Bochum,
Alter Markt. Ecke Obere Marktstr.

Billigste Bezugsquelle



für
Wiederverkäufer
in
Kurzwaren,
Strumpfwaren,
Trikotagen, Wollgarnen,
Galanteriewaren.

Ausnahme-Offerte! Nur gültig dem unsern Waren noch nicht bekannt sind, senden wir ein Probestück **Rasiermesser** Nummer 50 mit Etui (5 Jahre Garantie) zur Ueberzeugung der Qualität unserer Ware, per Mark 1.00 für Porto, Packung rc. einsendet. (Nachnahme 20 Pfennig mehr.) Reeller Wert doppelt.

Mehr wie ein Stück geben wir für diesen Preis nicht ab.

Namen in Goldschrift 15 Pf. extra.



Pracht-Katalog
erhält jeder gratis und franko ohne Kaufzwang. Derselbe enthält große Auswahl in Rasiermessern, Rasierbestecken, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schneiderscheren, Reben- oder Gartenscheren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuß- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten, Schmuck- und Haushaltungs-Artikeln, Kinderspielwaren und Christbaumschmuck rc. rc.

Gebrüder Bell, Gräfrath 233 bei Solingen Stahlwarenfabrik Gegründet 1876.

Königlich Vereinigte Maschinenbauschulen zu Dortmund.

Am **21. Oktober 1907** beginnen die neuen Lehrkurse:

Abteilung I: **Königliche Höhere Maschinenbauschule** für Maschinen- und Elektrotechniker. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 150 Mark.

Abteilung II: **Königliche Maschinenbauschule** für Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede und ähnliche Gewerbetreibende. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 60 Mark.

Abteilung III: **Abend- und Sonntagsschule** mit Fachunterricht. Für die theoretische Ausbildung der Gehilfen und Lehrlinge. Unterricht an vier Abenden der Woche von 8—9¾ Uhr und am Sonntagmorgen.

Die beiden ersten Abteilungen gehören zu den technischen Schulen, deren **Reifezeugnisse** bei der Bewerbung um technische Beamtenstellen im Staatsdienst von den staatlichen Behörden als Nachweis einer ausreichenden Fachbildung angesehen werden.

Programme mit Aufnahmebedingungen und Berechtigungen der Anstalt kostenfrei durch

Die Direktion.

Creolin **überall freiverkäufliches ungiftiges**
Desinfektionsmittel für Haus und Stall.
Bestes Viehwaschmittel.
Unentbehrlich in der Wundbehandlung.
Das Wort **Creolin** ist als Warenzeichen **gesetzlich geschützt** und sind daher **nur Originalpackungen** im Handel:
Flaschen zu 15 Pfg. (12 gr.), 30 Pfg. (50 gr.), 50 Pfg. (100 gr.), Mk. 1.— (250 gr.), Mk. 1.50 (500 gr.), Mk. 2.40 (1 Liter) und Blechkannen zu Mk. 9.— (5 Liter) und Mk. 40.— (25 Liter)
andere, sowie sogenannte Ersatzmittel weise man stets zurück, um sich vor Schaden zu bewahren.
Man verlange gratis u. franko die Broschüren **„Creolin und die häusliche Gesundheitspflege"** und **„Gesundes Vieh"** in Apotheken und Drogerien oder direkt von
William Pearson, Hamburg.

Unerreicht in Güte und praktischer Verwendbarkeit ist
MAGGI's Würze. Stets vorrätig in allen Flaschengrössen bei
Auguste Schmidt, Grosse Weilstr. 23.

Beilage zu Nr. 35.

Morenga und Morris.

Die Nachricht, daß Morris wieder zu Morenga gestoßen ist, könnte überraschend erscheinen, da die Geschichte der Kämpfe mit den Hottentotten, wie sie in dem jetzt abgeschlossenen Generalstabswerk vorliegt, zeigt, daß die beiden nur wenig Glück miteinander gehabt haben. Morenga schob nicht ohne Grund Morris die Schuld an der ersten empfindlichen Niederlage zu, die er Anfang März 1905 in den Karrasbergen erlitten hatte und die sein Ansehen bei den Hottentotten, das bis dahin dank der glücklichen Ueberfälle und „Requisitionen" sich immer mehr gesteigert hatte, bedenklich erschütterte. Gerade die Nachricht, daß die beiden Morris mit ihrem gesamten Troß im Februar 1905 zu Morenga gestoßen waren und die Zahl der Hottentotten auf 500—800 Gewehre gebracht hatten, während auch die Witbois sich mit ihnen zu vereinigen beabsichtigten, hatte Oberst Deimling veranlaßt, schon früher, als im Hauptquartier geplant, einen konzentrischen Angriff gegen den in den Karrasbergen sitzenden Feind einzuleiten. In seinem geschickten Feldzugsplan, bei dem die getrennt vorgehenden deutschen Abteilungen nacheinander vernichtet werden sollten, hatte Morenga dem Morris die Aufgabe zugewiesen, mit einer Abteilung von etwa 100 Mann bei Carup Aufstellung zu nehmen und den Vormarsch der deutschen Abteilungen aufzuhalten, bis er selbst die schwache Abteilung Kirchner vernichtet hätte und sich dann auf die andern werfen könnte. Daß Morris seine Aufgabe nicht erfüllte, wurde von entscheidender Bedeutung für den für Morenga so ungünstigen Ausgang dieses Kampfes. Morenga selbst siegte bei Aob über die Abteilung Kirchner — in diesem Gefecht am 10. März 1905 fiel der jüngere Morris —, aber der ältere Morris ließ sich von Hauptmann von Koppy mit leichter Mühe aus seiner Stellung bei Carup vertreiben. Hauptmann von Koppy, der das Gelände aus eigener Anschauung von früher her kannte und wußte, daß die vom Feinde besetzte Stellung in der Front fast uneinnehmbar war, beschloß, sobald der Feind gemeldet war, ihn mit der berittenen Abteilung zu umgehen. Während sich die Fußmannschaften der feindlichen Stellung gegenüber entwickelten, wurde die berittene Abteilung mit den Geschützen in westlicher Richtung gegen die Rückzugsstraße des Gegners entsandt. Kaum aber hatten die Hottentotten diese Bewegung erkannt, als sie bereits nach wenigen Schüssen ihre Stellung aufgaben und eiligst in der Richtung auf Narudas davonflohen. So konnte die deutsche Abteilung ihren Vormarsch fortsetzen und traf am Vormittag des nächsten Tages ganz kurze Zeit vor dem siegreichen Morenga in der Narudas-Schlucht ein, und sie konnte sich hier noch festsetzen, ehe der eiligst heranstürmende Feind die Schlucht gewonnen und das sie umgebende, klippenreiche sehr günstige Gelände besetzt hatte. Morenga war durch die Schuld des Morris zu spät gekommen, und der nun folgende hartnäckige Kampf, in dem der tapfere Morenga durch persönliches Eingreifen seine wankenden Kämpfer immer wieder zum Stehen und zum Ausharren zu bewegen suchte, endete mit einer folgenschweren Niederlage der Hottentotten. Nach dem Kampfe herrschte unter den Führern große Uneinigkeit; Morenga schob dem Morris die Schuld an der Niederlage zu, weil dieser seine Stellung bei Carup seiner Ansicht nach viel zu früh aufgegeben hätte, und die Folge dieser Streitigkeiten war, daß Morris sich mit seinen Leuten wieder von Morenga trennte und nach den Oranjebergen zog. Ende August erschien er mit dem Bondelzwartkapitän Johannes Christian und mit Cornelius wieder in den Karrasbergen, und Johannes Christian sprach Morenga das Recht ab, die damals eingeleiteten Friedensverhandlungen selbständig zu führen, übernahm selbst den Oberbefehl und ernannte Morris und Morenga zu seinen Feldkornetts. So tauchten in den folgenden kleinen Kämpfen die beiden wieder gemeinsam auf. Schließlich wurden beide auf englisches Gebiet verdrängt, und während Morenga sich der Kappolizei ergab, hat Morris die mit den Bondelzwarts abgeschlossene Unterwerfung im Frühjahr 1907 unterzeichnet, um sie jetzt bei der ersten Gelegenheit wieder zu brechen und sich mit Morenga zu vereinigen.

Die Geschichte der wahren Carmen.

(Nachdruck verboten.)

Die Urenkelin der Carmen, von der jüngst erzählt wurde, ist nicht tot, wie man angenommen hat; sie ist dem Anschlag der Zigeuner auf ihr Leben nicht erlegen, und sie lebt jetzt in Frieden als Frau eines französischen Journalisten, Léon Roger, in Frankreich. Der Matin hat die interessante Frau aufgefunden und sie gebeten, ihm die Geschichte ihrer Urgroßmutter zu erzählen. „Dieser Roman ist eine Geschichte, von der ich alle Einzelheiten kenne," schreibt Mintz Nadushka, die Urenkelin der wahren Carmen, „und es hat vielleicht Interesse, die Wahrheit über diese berühmte und allzusehr verrufene Zigeunerin zu erfahren. Zunächst ihr Name. Carmen ist spanisch; niemals würde eine Zigeunerin sich so nennen. Sie hieß Ar Mintz, und das bedeutet in unserer Sprache „die Tigerin" oder „die Unzähmbare." Ihr Familienname war Nadushka. ihr Stamm hauste in der Umgegend von Gibraltar, wo er vom Schmuggel recht gut lebte. Von Kindheit an wanderte Carmen mit den Ihrigen über weite Straßen und abschüssige Pfade; sie liebte dieses abenteuerliche freie Leben, die Nachtmärsche über die Berge, das unruhige aufreibende Treiben. Schon in früher Jugend verband sie sich mit einem Zigeuner ihres Stammes, Yalco, den Merimee Carcia le Borgne nennt, der in einem Kampfe mit den Zollwächtern getötet wurde. Ist Carmen wirklich Zigarrenarbeiterin in Sevilla gewesen? Ich glaube es nicht. Sie haßte die Städte, in denen es ihr an Luft und Bewegungsfreiheit fehlte, und sie hätte sich auch wohl schwerlich an eine regelmäßige Arbeit gewöhnt. Das Zusammentreffen von Carmen und Jose vollzog sich daher in Wirklichkeit auch einfacher als auf der Bühne; Carmen wurde wegen Schmuggels in Tarita verhaftet und in das Stadtgefängnis eingeliefert. Ein galanter Brigadier ließ sie unterwegs entwischen. Die Zigeunerinnen sind dankbar, und der Brigadier war ein hübscher Bursche. Die Folge kann man sich leicht denken . . . Dieser Brigadier nannte sich mit einem Pseudonym Don Jose Navarro, aber die Zigeuner nannten ihn Issar Abgoa, den „Fremden, der Unglück bringt". Er stammte aus guter Familie von Navarra und hatte seine Prüfung in Pampelona bestanden; als leichtlebiger Mensch mußte er infolge einer schlimmen Geschichte seine Heimat verlassen, und er nahm Dienste bei der Reiterei; aber er war immer ein schlecher Soldat, streitsüchtig und brutal. Als Liebhaber der Carmen glaubte er die Zigeunerin ebenso behandeln zu können, wie er die schüchternen Navarresinnen seiner Heimat behandelt hatte. Er liebte die Stadt und ihre wilden Vergnügen, wie die Zigeunerin das freie Leben draußen nicht entbehren konnte. Gewiß waren beide von leidenschaftlicher Liebe, und die Eintracht konnte zwischen zwei so unabhängigen Charakteren nicht von langer Dauer sein. Indessen gab Jose als erster nach; um mit Carmen zu leben, desertierte er, wurde selbst Schmuggler und schließlich auch Bandit. Das neue Leben dauerte kaum ein Jahr, das angefüllt war mit ewigen Streitigkeiten, die vor allem aus dem tyrannischen und eifersüchtigen Charakter Joses entstanden. War diese Eifersucht nun begründet? Ja und nein. Niemals hat eine Zigeunerin zwei Liebhaber; solange Carmen ihren Soldaten liebte, hat sie ihm sicher die Treue gehalten. Aber als ihre Liebe, von dem elenden Jose mißhandelt, entschwunden war, da ist es wohl möglich, daß Carmens Herz für einen Anderen entflammt ist. Zu bedenken ist auch, daß die Zigeuner in heller Wut darüber waren, daß ein Fremder der Liebhaber einer Stammesgenossin war, und daß sie alle Mittel angewandt haben werden, den verhaßten Bund zu lösen. Als Jose nun von einem anderen verdrängt war oder wenigstens zu sein glaubte, wendete er verzweifelte Mittel an, die von ihm trotz allem noch Geliebte wieder zu erobern. Aber die „unzähmbare" Zigeunerin stieß ihn zurück. Außer sich vor Wut und Zorn tötete er die Ungetreue . . . Das ist die Geschichte der wahren Carmen! Die Zigeuner erzählen sie so und stoßen noch immer ihre Verwünschungen gegen den „Fremden" aus und weinen seinem Opfer heiße Tränen nach. Die Christen haben bis heute ihre Sympathie für den Mörder bewahrt; es scheint mir, daß auch die arme stolze Carmen ein wenig Mitleid verdient . . ." Auch von ihrem eigenen Schicksal erzählt die Urenkelin der Carmen einiges Interessante. „Mein Großvater Djarko hat mir Gesangunterricht gegeben; mit 20 Jahren habe ich meine Bühnenlaufbahn begonnen und bin zum ersten Male in der Rolle der Carmen aufgetreten, deren wirkliches Vorbild meine Urgroßmutter gewesen ist. Aber Zigeuner aus meiner Familie haben darin eine Entweihung gesehen, vor zwei Jahren wurde ich in London vergiftet und habe lange Monate hindurch zwischen Leben und Tod geschwebt. Die hingebende Pflege eines Franzosen hat mich allein gerettet. Vor einem Jahr wollte ich meinen Beruf wieder aufnehmen; ich hatte ein Engagement in Amerika und befand mich am 16. August in Valparaiso, als das große Erdbeben eintrat. Damals meldeten die Zeitungen meinen Tod; ich konnte die Trauerkunde aber bald widerrufen. Mein Großvater hat mir oft erzählt, daß Carmen sehr abergläubisch war und nichts unternahm, ohne die Karten zu befragen; ob sie wohl je in Karten die traurige Berühmtheit gelesen hat, die ihr Name einst finden sollte? Vielleicht. Ich aber glaube ihrem unvergeßlichen Andenken zu dienen, wenn ich hier die Wahrheit über das blutige Drama erzähle. . .

Die Amerikaner in Europa.

Der sommerliche Auszug der Amerikaner nach dem alten Europa war in diesem Jahre so stark, daß in jeder Beziehung ein Rekord aufgestellt wurde; die Hotelwirte und die Ladenbesitzer der Hauptstädte, zu denen der Fremdenstrom kommt, haben eine goldene Ernte zu verzeichnen. Jetzt flutet der gewaltige Strom der Amerikaner von der Ferienreise wieder zurück, und es haben sich Zweifel erhoben, ob genügend Schiffe vorhanden sind, alle Touristen zu dem gewünschten Termin zurückzubefördern. Besonders ist London der anerkannte Marktplatz der Amerikaner, das den Hauptgewinn von dieser Invasion davonträgt. Nicht weniger als 60000 Amerikaner haben in dieser Saison die englische Hautstadt besucht, und man ausgerechnet, daß sie alles in allem etwa 30 Millionen Mark hier zurückgelassen haben. Ein einziges der größten Londoner Hotels hat seit dem Monat März 660 Amerikaner aufgenommen, Deren Hotelrechnung im Durchschnitt je 1000 Mark betrug. Es sind wenigstens fünf Hotels, die mit ähnlichen Zahlen aufwarten können.

An die falsche Adresse.

Kleine Ursache — große Wirkung.

(Schluß.)

Minister Fouquet richtete folgende Worte an die beiden Eingetretenen: „Im Interesse des Staates ist es nötig, einen Mann, der heimlich gefährliche Intriguen spielt, aus seinem Amte zu entfernen. Der Staatsgefährliche hat sich aber bereits einen solchen Anhang in den höchsten Kreisen zu verschaffen gewußt, daß eine öffentliche Festnahme und ein öffentlicher Prozeß mehrere hohe Personen zu stark kompromittieren würde. Es ist mir daher die unangenehme Aufgabe geworden, den Staatsverbrecher auf eine kein Aufsehen erregende Weise hinter Schloß und Riegel zu bringen und ich glaube mich an zuverlässige Leute gewandt zu haben, wenn ich bei Euch anfrage, ob Ihr den Auftrag, die betreffende Person festzunehmen, ausführen wollt. Es würde sich nur darum handeln, den Mann zu ergreifen, zu binden, in einen bereitstehenden Wagen zu werfen und nach einer kleinen benachbarten Festung zu bringen, wo ihn der Kommandant in Empfang nehmen wird."

Der Minister schwieg und fixierte die Männeer scharf. Diese nickten beide zustimmend und Couston versetzte:

„Euer Excellenz können sich ganz auf uns verlassen."

„Gut denn," entgegnete Fouquet, „es handelt sich um den Staatsrat Colbert. Ich werde nun die nächsten Vorbereitungen treffen lassen und sobald die Verhältnisse geeignet sind, werde ich Euch Nachricht geben. Euch dieselbe jedoch durch einen Brief in Euer Quartier zu schicken, könnte auffallen, der Brief könnte, da ihr nicht immer zu Hause seid, sogar in falsche Hände geraten, ich will daher einen andern Weg einschlagen. Ihr kennt den Pavillon de Flore?"

Couston nickte.

„In der Nähe desselben," fuhr Fouquet fort, „befindet sich mein Arbeitskabinett. Zu diesem kann man über die große Haupttreppe, aber auch über eine kleine Nebentreppe gelangen."

„Ich kenne diese kleinee Treppe," versicherte Couston.

„Dann werdet Ihr auch wissen, daß in der Mitte dieser Treppe in der Seitenwand sich eine Nische befindet, in welcher eine alte kupferrote Vase steht."

Couston bejahte.

„In diese Vase werde ich das betreffende Billet für Euch legen. Es ist nun Eure Pflicht, an jedem der kommenden Tage einmal nachzusehen, ob die erwartete Nachricht vorhanden ist. Euer öfterer Eintritt in das Louvre kann nicht weiter auffallen, da ja täglich dort viele Hunderte ein- und ausgehen; auf der stillen Nebentreppe werdet Ihr selten Jemand begegnen. — Vorläufig werde ich jedem von euch zehn Livres auszahlen, nach geleistetem Dienst erhält jeder noch vierzig Livres. Ich hoffe, ihr werdet damit zufrieden sein."

„Eure Exzellenz sind außerordentlich gnädig," erwiderte Couston mit kriechender Freundlichkeit, „und wir hoffen, daß Eure Exzellenz vollkommen mit uns zufrieden sein werden."

Fouquet übergab nun den Beiden je ein kleines Geldpaketchen, das dieselben umständlich dankend in Empfang nahmen, dann verließen sie devot grüßend den Salon.

Kaum hatten sich die Flügeltüren geschlossen, so verzerrte sich das Gesicht Fouquets zu einem höhnischen Lachen.

„Ja, ja, Herr Staatsrat Kolbert Sie werden verschwinden, ehe Sie es sich versehen, und in den Kasematten von Laon dann Zeit haben, über die Finanzverwaltung Fouquet's nachzudenken."

Mehrere Tage waren seit jenem Abende vergangen, einförmig für Charles, bewegt und voll Aufregung für die arme Julienne, die mit ihrem Vater die bittersten Stunden hatte durchkämpfen müssen, da dieser in seiner Ansicht bald auch noch durch den König bestärkt worden war, der ihm vollständig beigepflichtet hatte, daß es ganz unschicklich sei, wenn eine Comtesse v. Proire, eine Hofdame Ihrer Majestät, einen Leutnant der Wache heirate. Das arme Mädchen hatte daher schließlich alle Hoffnung verloren, einst dem Geliebten angehören zu dürfen. Von den schlimmen Auftritten mit ihrem Vater hatte sie Charles bereits auf dem verabredeten Wege berichtet, doch hatte sie bei der Abfassung dieses ersten Briefes noch einige Hoffnung gehegt und ausgesprochen; jetzt, nach der Entscheidung des Königs, breitete sich eine öde, trostlose Zukunft vor ihr aus und sie schrieb nun dem Geliebten klar und ohne Umschweif, daß das kurze Glück zu Ende sei.

Diesen inhaltschweren Brief warf Julienne an einem Spätnachmittage, während die Königin sich im Pavillon de Flore aufhielt, in die rote Vase. —

In der darauffolgenden Nacht nahm Charles, als er die erste Runde bei den Wachen machte, auch den Weg über die kleine Seitentreppe in der Nähe des Pavillons de Flore, um in der roten Vase wieder einmal nachzusehen, ob etwa abermals ein Brief seiner geliebten Julienne darin seiner harre — und richtig, er fand in dem alten Gefäß nicht nur einen, sondern sogar zwei Briefe. Hastig öffnete er den einen, trat an die nächste Laterne und überflog die Zeilen. Immer heftiger pochte sein Herz, immer heißer wallte ihm das Blut zum Kopfe — er sollte sie auf ewig verlieren, o, er wußte nicht, wie er das ertragen sollte! Doch da war ja noch der andere Brief, o, widerriefe er doch alles, was der schlimme erste Brief ihm gemeldet! Er riß das leichte Siegel auf und überflog das Papier, aber verwundert schrak er zurück. Eine feste, straffe Männerhand zeigte sich ihm. Ohne Anrede begann das Schreiben:

„C. wird morgen, als am 23. ds., noch um 7 Uhr abends der Totenmesse eines verstorbenen Verwandten beiwohnen und zwar in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Am Quai de l'Ecole wird ein Wagen halten, in diesen ist C. zu werfen, wenn er die Kirche verlassen hat. Es ist besonders darauf zu achten, daß die Affaire kein Aufsehen erregt."

Das war der ganze Inhalt des Briefes und doch traute Charles seinen Augen kaum, als er die wenigen Zeilen durchlas. Offenbar handelte es sich hier um einen sorgfältig vorbereiteten Ueberfall. Hier sollte ein Mensch geräuschlos bei Seite geschafft werden — aber wer war dieser Unglückliche? Plötzlich fiel es ihm ein, daß dieser Tage ein Onkel des Staatsrates Colbert gestorben sei und daß man von einer

überall in London erfreuen sich die amerikanischen Gäste natürlich einer besonderen Beliebtheit. Viele von ihnen kommen mit halbleeren Koffern und kaufen sich in London eine ganze Kleiderausrüstung zusammen. Sie haben auch in diesem Jahre des schlechten Wetters die Seison am Themseufer gerettet, denn es scheint, als könnte auch das böseste Wetter ihnen nichts anhaben. Nächst den Hotelwirten haben die Antikenhändler den Löwenanteil an der großen Ernte, da die Amerikaner mit mit besonderer Leidenschaft auf alte Kostbarkeiten fahnden und besonders für altes Porzellan jeden gewünschten Preis zahlen. Nächst ihnen kommen die Schneider, die Händler mit ihren Toilettenartikeln, die Hutmacher und Juweliere. Es versteht sich aber von selbst, daß auch die Theater und die Singspielhallen die amerikanischen Gäste herzlich willkommen heißen schätzt man doch die Summe, die sie ihnen hinterlassen, allein auf eine halbe Millionen Mk.

Allerlei.

Eine Kreuzotter verspeist hat im Gasthause zu Neu Bartelsdorf der Arbeiter Trojahn. Ein Eigenkätner kam mit einer in der Forst getöteten Kreuzotter in die Gaststube. Sofort erbot sich Trojahn, die Kreuzotter zu verspeisen. Man hielt anfangs das Vorhaben des T. für Renommisterei. Als er aber bei seinem Anerbieten blieb, erbot, sich der Gastwirt, für den Fall eines solchen „Schweinevespers" dem Trojahn ein Achtel Bier zu geben. Gesagt, getan! In Gegenwart der staunenden Gäste häutete Trojahn die Kreuzotter ab, teilte sie in kleine Teile, die er dann ohne jede Zutaten anscheinend mit bestem Geschmack in seinem Magen verschwinden ließ. Trojahn hat sein Achtel Bier gewonnen und auch erhalten.

Ein tollkühnes Experiment führte am vergangenen Mittwoch auf der Bahnstrecke Kamenz-Frankenstein ein dem Namen nach unbekannter Mensch aus. Ein an der erwähnten Strecke postierter Bahnwärter bemerkte, wie ein Mann sich kurz vor einem heranbrausenden Zuge zwischen die Schienen legte. Als der Zug vorüber war, eilte der Bahnwärter sofort an die Stelle, wo der Mann sich hingelegt, und fand diesen nicht etwa zermalmt, sondern im Begriff aufzustehen vor. Auf die Frage des Bahnwärters, was ihn denn zu der unsinnigen Tat veranlaßt habe, erwiderte der anscheinend betrunkene Mann: „Ich wollte sehen, ob es wahr ist, daß man sich zwischen die Schienen legen und einen Zug über sich hinwegfahren lassen kann, ohne daß etwas passiert." Dem Manne war tatsächlich nichts passiert.

Was ein Münchener Dienstmann leisten kann, wird in der „Allg. Ztg." berichtet. Kam da ein Engländer in Begleitung seiner vier Töchter ins Hofbräuhaus. Der Kellnerin streckte er wortlos die fünf Finger seiner Hand entgegen, und diese brachte ebenso wortlos fünf Maß Bier. Darob gewaltiges Entsetzen der Engländer, namentlich der Damen. Trotz der vereinten Kräfte gelang es Vater und Töchtern nicht, mehr dem ungefähr eine Maß von den fünfen zu vertilgen. Da kam dem alten Herrn ein Gedanke. Er holte sich einen der vor dem Hofbräuhaus stehenden Dienstmänner und schenkte diesem die überflüssigen vier Maß, daß er sie sofort und allein vertilge. Das war nun für einen Münchener Packträger nichts weniger als ein Kunststück, und ehe sich die Familie von ihrem Staunen so recht erholt hatte, war das Bier auch schon verschwunden. Aber noch größer war das Erstaunen, als der Dienstmann mit Seelenruhe für seine Arbeit 50 Pfennig verlangte. Auf eine Bemerkung des Engländers meine der Rotbemützte ganz ruhig: „Sie hab'n mi amal von mein Standplatz wegg'holt, was i nacha z'tuan hab', is ganz gleich; Tarif ist Tarif!" worauf er dann auch richtig sein „Fünfzigerl" erhielt.

Die Ueberlegenheit der Schwalbe. Ein Antwerpener Geflügelzüchter hat einen eigenartigen Versuch gemacht, der die erstaunliche Geschwindigkeit der Schwalbe feststellte. Er hatte eine Schwalbe gefangen, die unter dem Dach seines Hauses nistete, und gab sie einem Manne mit, der eine Anzahl Brieftauben zu einem Wettflug von Compiegne nach Antwerpen brachte. Die Schwalbe wurde in dem erstgenannten Ort mit den Brieftauben zugleich um 7¼ Uhr aufgelassen und schlug sofort die Richtung nach Norden ein, während die Brieftauben erst noch eine Anzahl Bogen beschrieben, ehe sie ihre Richtung fanden. Bereits 8 Uhr 23 Minuten war die Schwalbe wieder in ihrem Nest in Antwerpen, während die ersten Tauben erst gegen 11½ Uhr eintrafen. Die Schwalbe hatte also die 235 Kilometer in einer Stunde 8 Minuten zurückgelegt, d. h. sie war mit der großen Geschwindigkeit von 3355 Meter in der Minute oder 201 Kilometer in einer Stunde geflogen.

Das Todeslos im Luftballon. In der Ostsee wurde vor kurzem von Schiffern ein russischer Militärballon aufgefunden, der mit vier russischen Offizieren aufgestiegen war. Alle vier Insassen haben nacheinander einen furchtbaren Todeskampf aushalten müssen. Bisher war nur ein Offizier ertrunken aufgefunden worden. Jetzt ist auch die Leiche des zweiten Offiziers im Finländischen Meerbusen, weit entfernt von der Landungsstelle aufgefunden. General Kovanko, der Leiter der russischen Luftschifferabteilung, äußerte sich nach dem zweiten Leichenfund dahin, daß nach Lage der Sache angenommen werden müsse, die vier in dem Ballon aufgestiegenen Offiziere hätten nach Verlust allen Balastes ausgelost, wer von ihnen freiwillig den Ballon zu verlassen habe, um dadurch den anderen eine weitere Rettungsmöglichkeit zu geben. Bei der Flugrichtung des Ballons war das Erreichen der finischen Schären nicht ausgeschlossen, und jedesmal, wenn der Ballon auf die See sank, entschied das Los über das Schicksal eines weiteren Mitfahrers.

Bei Temesvar in Ungarn bestrafte ein Mann seine treulose junge Frau in barbarischer Weise. Er knebelte und fesselte sie und schnitt ihr dann die Nase, das rechte Ohr, die Oberlippe und die linke Brust ab und stach ihr ein Auge aus. Dann ließ er sie blutend liegen und ging ins Wirtshaus.

Die Prinzessin auf dem Omnibus.

Der Omnibus, der heute in den Straßen der Großstädte eine so bedeutende Rolle spielt und in der Gestalt des „Autobus" einer neuen glorreichen Entwicklung entgegenzugehen scheint, hatte in seinen Anfängen schwere Kämpfe mit dem Vorurteil des Publikums zu bestehen und konnte erst nach verschiedenen vergeblichen Anläufen sich siegreich auf der Straße behaupten. Kein Geringerer als Blaise Pascal hatte zuerst die Idee gehabt und sie seinem Freunde, dem Marquis de Roanue, mitgeteilt, der im Jahre 1672 ein Privilegium dafür erhielt und im Zentrum von Paris einige Linien einrichtete. Nach anfänglichen großen Erfolgen zog sich das Publikum von den „öffentlichen Karossen" wieder zurück, und im Jahre 1678 verschwanden sie vom Schauplatz. So einleuchtend die Idee schien, so dauerte es doch bis zum Jahre 1828, bis von neuem auf den Pariser Straßen die Omnibusse auftauchten, dank der Unterstützung des damaligen Polizeipräfekten de Belleyme. Und trotzdem hatten die Omnibusse zunächst wieder kein Glück, und es wäre ihnen vielleicht nicht besser gegangen als ihren Vorgängern, wenn nicht eine Prinzessin als Retterin auf dem Plane erschienen wäre. Der König Karl X., der sich lebhaft für das Unternehmen interessierte, fragte eines Tages M. de Beleyme, ob es denn gar kein Mittel gäbe, die neue Einrichtung populär zu machen. „Sire, es gäbe wohl ein Mittel, aber ich wage es nicht auszusprechen . . ." „Sagen Sie es nur," „Es wäre nur nötig, daß eine hohe, sehr hohe Persönlichkeit vom Hofe sich seiner bediente, wenigstens ein einziges Mal, und daß man dies geschickt bekannt mache . . ." „Aber, aber, Sie wollen doch nicht etwa, wie ich hoffe, daß der König in Person im Omnibus von der rue de Loncry zur Madeloine fährt?" Da mischte sich plötzlich die junge Herzogin von Berry, eine sehr lebhafte und sehr wenig zeremonielle Dame ins Gespräch. „Ich wette, daß ich die ganze Strecke fahren werde!" Alles war entsetzt. „Das ist unmöglich!" rief alles im Kreise. „Ihre königliche Hoheit im Omnibus!" „Wer will um 50 Louis wetten?" „Ich, königliche Hoheit," sagte da M. de Belleyme, „50 Louis für Ihre Armen!" Die Höflinge waren ganz außer sich und machten immer neue Einwendungen — die kleine Prinzessin aber blieb bei ihrem Vorsatz, sie fuhr die ganze Strecke in einem Omnibus ab. Diese „Kühnheit" hatte einen rasenden Erfolg. Die Pariser amüsierten sich höchlichst über diese Verletzung des Hofzeremoniells, und vom nächsten Tage ab waren die Omnibusse fast regelmäßig auf ihren Fahrten „besetzt". Die Prinzessin hatte ihre 50 Louis gewonnen, die neue Omnibusgesellschaft aber erheblich mehr.

Ein Trinkgeld.

Infolge der Ereignisse des Jahres 1849 mußten in einem süddeutschen Staate sämtliche in Privatbesitz befindlichen Waffen den Behörden ausgeliefert werden. Jagdgewehre sowie Kriegswaffen aller Art wanderten in die Zeughäuser, von wo sie den rechtmäßigen Besitzern erst gegen Rückgabe der Ablieferungsscheine wieder zugestellt wurden, nachdem sich die Wogen der politischen Bewegung geglättet hatten. Noch nach Jahren waren viele Stücke nicht abgeholt, denn die Eigentümer hatten entweder ihre Scheine verloren oder hatten sonst Gründe, sich nicht zu nennen. Die betreffenden Verwaltungen waren aber schließlich, um Härten zu vermeiden, angewiesen worden, die Waffen auch ohne Schein zurückzugeben, wenn das Eigentumsrecht auf irgend eine Weise bekundet werden könne. Der alte Zeughauptmann F., welcher neben seinen sonstigen Obliegenheiten jene herrenlosen Waffen zu verwalten hatte, saß eines Tages in seinem Dienstzimmer, als ihm sein Bursche einen Herrn anmeldete. Der Eingetretene trug mit verschmitztem Lächeln die Bitte vor, ihm sein Jagdgewehr, welches im Jahre 1849 abgeliefert worden sei, zurückzugeben. Die Frage des Hauptmanns, ob er einen Schein habe oder die Nummer wisse, verneinte der Bittsteller, sagte aber, es wäre wohl das beste, wenn man ihn in den Waffensaal führen würde, er wolle die Flinte schon herausfinden. „Das geht unter keinen Umständen," erwiderte der pflichttreue Offizier. „Aber wenn Sie mir die Waffe beschreiben können, sollen Sie sie haben." „Nun," gab der Herr zurück, „es ist eben das schönste Gewehr, das Sie auf der Kammer haben," und dabei zog er einen Fünfguldenschein aus der Tasche, breitete ihn aus und legte ihn neben dem Hauptmann auf den Schreibtisch. „Ach so," entgegnete Hauptmann F., „jetzt weiß ichs ja." — Hierauf klingelte er und rief dem eintretenden Burschen zu: „Friedrich, komme hierher; der Herr da schenkt Dir fünf Gulden," — und da Friedrich zögert, — „nimm, stecke das Geld ein — — so, und nu schmeiß' den Kerl rauß!"

Humoristisches.

Zarter Wink. Bräutigam: „Meine Liebe zu dir hält mich die ganze Nacht wach." — Braut: „Sie läßt mir auch nicht übermäßig viel Schlaf, wenn du jeden Abend bis nach 12 Uhr hierbleibst."

Kindermund. Knabe: „Was studierst Du denn eigentlich, Onkel?" — Student: „Medizin, mein Junge." — Knabe: „Süße oder bittere?"

Sehr richtig. A.: „Woran unterscheiden Sie alte Hühner von jungen?" B.: „An den Zähnen." A.: „An den Zähnen? Aber, Hühner haben doch keine Zähne!" Er: „Die Hühner allerdings nicht, aber — ich!"

Talentvoll. Kunde: „Scheint ein aufgeweckter Junge zu sein, Ihr neuer Lehrling!" — Weinhändler: Na, ich sag' Ihnen, er ist drei Monate bei mir . . . aber der Bengel macht schon einen besseren Rotwein wie ich."

Totenmesse gesprochen habe, die in der angegebenen Kirche gelesen werden solle. Jetzt kam ihm auch die Handschrift des Briefes bekannt vor — auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen — das waren ja die Schriftzüge des Finanzministers Fouquet, er kannte sie aus Aktenstücken, die finanzielle Angelegenheiten seines Regiments betrafen.

Sofort ward es ihm nun klar, daß es sich hier um die heimliche Beseitigung des Staatsrates Colbert handelte, der aller Wahrscheinlichkeit nach wegen seiner strengen Rechtlichkeit dem Finanzminister Fouquet sehr unbequem, ja sogar gefährlich war.

In größter Ungeduld und Aufregung erwartete Charles den Morgen und suchte dann sofort „wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit" beim Könige um eine Audienz nach. In Folge dessen ward er auch bei dem Monarchen bald vorgelassen und berichtete nun von seinem Funde. Auch der König erkannte sofort die Handschrift des Ministers und übersah die Verhältnisse, da er in sie eingeweiht war, noch viel besser. Längst hatte er bemerkt, daß Fouquet sein Amt in jeder Weise schlecht verwalte und sich sogar große Unterschleife zu Schulden komme lasse. Er hatte daher im Geheimen mit dem Staatsrat Colbert, den er als einen scharfblickenden und stets richtig urteilenden Mann schätzen gelernt, über diesen Uebelstand gesprochen und war sogar schon soweit gegangen, ihn mit einem Berichte über die Finanzlage des Staates zu betrauen. Durch das Ergebnis derselben war klar erwiesen worden, daß Fouquet in schamlosester Weise mit den Staatsgeldern wirtschaftete; die Enthebung aus seinem Amte wäre nun freilich das einfachste gewesen, allein der Minister besaß infolge seiner vielen Bestechungen einen großen Anhang am Hofe, sowie überhaupt unter dem Adel, und der junge Monarch fühlte sich noch nicht sicher genug für einen so energischen, großes Aufsehen erregenden Schritt. Unterdessen hatte der schlaue Fouquet herausgefühlt, daß der Boden unter ihm schwankte, und daß der junge, strebsame und gewandte Colbert ihm besonders gefährlich war, daher sein Entschluß, ihn zu beseitigen.

Der König überlegte nun sofort, wie diesem Ueberfalle Colberts zu begegnen sei. Auch jetzt noch befürchtete er unangenehme Konflikte, wenn er den Minister in Paris verhaften lassen würde, er entschloß sich daher, einen Ausflug des ganzen Hofes nach Nantes in Szene zu setzen, an dem teilzunehmen auch Froquet veranlaßt werden sollte; dort könne er dann weit leichter verhaftet werden. Zugleich befahl der König dem Leutnant, zwei Posten oberhalb der Nebentreppe am Pavillon de Flore aufzustellen, die ihrem Helfershelfer, der doch aller Wahrscheinlichkeit nach kommen mußte, um den Brief Fouquet's abzuholen, aufpassen und ihn dann fest nehmen sollten.

Als hierauf der König den jungen Leutnant entließ, reichte er ihm huldvoll die Hand und sagte: „Sie haben mir heute einen großen Dienst geleistet, ich freue mich, daß ich Gelegenheit habe, mich Ihnen dafür dankbar zeigen zu können, — denn hoffentlich wird die Comtesse von Proire nicht abgehalten sein, an der Fahrt nach Nantes mit teilzunehmen."

Charlas schoß das Blut ins Gesicht.

„O Majestät!" brachte er hervor.

Der König lächelte freundlich und versetzte: „Sorgen Sie nur, daß die Wache schnell auf die Treppe gestellt wird, das Weitere lassen Sie mich besorgen."

Mit stürmisch klopfenden Herzen verließ Charles das Gemach des Königs. Schon nach wenigen Stunden war der ganze Reisezug des Königs arrangiert und als der König in den Wagen stieg, raunte Charles ihm ins Ohr, daß der Helfershelfer an der roten Vase bereits verhaftet worden sei.

„Und auch ich kann mich revanchieren," versetzte der König, „im Wagen der Königin sitzt eine sehr heitere Comtesse, Sie kennen sie vielleicht."

Die ziemlich beschwerliche Reise nach Nantes wurde nun glücklich zurückgelegt, sofort wurden dort Vorkehrungen für die Festnahme Fouquet's getroffen und bald darauf erfolgte die Verhaftung des betrügerischen Ministers.

Der König atmete auf, als er erfuhr, daß Fouquet hinter Schloß und Riegel sitze und begab sich sodann zum Grafen von Proire, den er ebenfalls zur Reise nach Nantes veranlaßt hatte, zugleich ließ er nach dem Leutnant Charles Minet und der Comtesse Julienne schicken, beide bittend, in das Quartier des Herrn Grafen zu kommen. Mittlerweile legte er dem Vater Juliennens dar, daß er ihm wohl seiner Zeit abgeraten habe, seine Tochter dem Leutnant Minet zu geben, daß er ihn aber bitte, dem verdienstvollen Obersten und Marquis von Minet nicht die Hand seiner Tochter zu versagen. Unterdessen war Julienne und Charles ins Vorzimmer getreten, der König öffnete die Türe und führte die Glücklichen dem Vater zu, der freudestrahlend das schöne Paar in seine Arme schloß.

Fouquet wurde alsbald der Prozeß gemacht, seine Güter wurden konfisziert und er selbst wurde zu langjähriger Kerkerhaft verurteilt, die er in der Alpenfestung Pignerol abbüßte. die beiden Helfershelfer Couston unn Dobois, die sich schon verschiedener Verbrechen schuldig gemacht hatten, wurden enthauptet.

Schon nach wenigen Wochen wurde in Paris die Hochzeit des jungen Paares festlich begangen, auch der König nahm an derselben teil; als Hochzeitsgeschenk sandte er die rote Vase von der Nebentreppe des Pavillons de Flore, bis an den Rand gefüllt mit neuen Louisdors.

An Stelle Fouquet's wurde Colbert zum Finanzminister ernannt und zwar zum Segen Frankreichs, denn ihm verdankt jenes Land seine industrielle Blüte. Die eigentümlichen Umstände, unter denen er Minister geworden, erzählte er später oft, und dann setzte er meist lächelnd hinzu: „Ja, ja, es ist oft sonderbar, auf welche Weise mancher Karriere macht, so bin ich Minister geworden durch das Geheimnis der roten Vase."

suchte, während das Gesicht des Kellners mit jeder Sekunde ernster und länger wurde. „Donnerwetter, wo in aller Welt — —"

„Wenn Sie vielleicht Ihre Geldbörse verlegt haben sollten, mein Herr," fuhr die junge Malerin mit übermütig blitzenden Augen fort, „so würde ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen für den Augenblick auszuhelfen. Ich bin in der glücklichen Lage, es zu können, denn mein Portemonnaie hat sich wie durch ein Wunder wiedergefunden. Es liegt hier unter Ihrem Stuhl, und wenn ich Sie bitten dürfte, es mir aufzuheben — —"

Erst in dem Augenblick, wo sich die beiden Herren gleichzeitig danach bückten, zog sie ihr Füßchen zurück, und als dann zwei blutübergossene tödlich verlegene Gesichter über dem Tischrande erschienen, brach sie in ein fröhliches Gelächter aus.

„Das ist das drolligste, was mir je widerfahren ist. Sie sind also bei mir zu Gaste gewesen, meine Herren?"

Der Assessor winkte dem Kellner sich zu entfernen und wandte sich mit mannhafter Entschlossenheit an Fräulein Melitta:

„Ich lege unser Schicksal in Ihre Hand, mein gnädiges Fräulein! Hören Sie mein reumütiges Geständnis!"

Er erzählte ihr alles, und die neckische Heiterkeit auf ihrem reizenden Gesicht war Beweis genug dafür, daß sie nicht an der Wahrheit seiner Worte zweifelte. Als er mit der elegischen Bemerkung schloß, daß es ihr natürlich freistände, Strafanzeige wegen Fundunterschlagung zu erstatten, nahm sie eine drollig nachdenkliche Miene an.

„Ich behalte mir die Entschließung darüber vor. Aber da Sie ja nun meine Grundsätze über die Stellung der beiden Geschlechter zueinander kennen, werden Sie es auch nicht mißverstehen, wenn ich Sie um die Erlaubnis bitte, Ihnen zunächst in Ihrer Bedrängnis auch weiter beistehen zu dürfen. Man soll einen in Not geratenen Nebenmenschen nicht im Stiche lassen, gleichviel ob ihn die Natur als Mann oder als Weib auf die Welt kommen ließ. Mit der sogenannten Galanterie hat das, wie ich denke, nichts weiter zu schaffen."

Zwei Minuten später stand eine dritte Flasche Rüdesheimer auf dem Tische, und da man sich nachher noch zu einem längeren gemeinsamen Spaziergange entschloß, hatte man das Mißgeschick, den Nachmittagszug zu versäumen und mußte sich wohl oder übel entschließen, bis zum Abend miteinander in Lindenhof zu bleiben. Fräulein Melitta gestattete zwar den beiden Herren nicht, sie bis an ihre Wohnung zu begleiten, da sie, wie sie sagte, keines männlichen Schutzes bedürfe, aber sie erteilte mit einem sehr liebenswürdigen Lächeln dem Assessor die dringend erbetene Erlaubnis, ihr die verauslagte Summe morgen persönlich zu überbringen. Und nach den Geständnissen, die ihm sein Freund auf dem Heimwege machte, hegte Herbert Wolffram nicht mehr den mindesten Zweifel, daß er mit seiner Fundunterschlagung dem beneidenswerten Lexow zu seinem Lebensglück verholfen habe.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Partie Nr. 31.

Gespielt zu Neuyork am 6./8. April 1907.

Fünfzehnte und letzte Partie des Wettkampfs, den Lasker mit 8 Gewinnpartien bei 7 Remisen ohne Verlustpartie gewann.

Weiß: F. J. Marshall. — Schwarz: Dr. E. Lasker.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	d7—d5
2. c2—c4	e7—e6
3. Sb1—c3	Sg8—f6
4. Lc1—g5	Lf8—e7
5. e2—e3	Sf6—e4
6. Lg5×e7	Dd8×e7
7. c4×d5	Se4×c3
8. b2×c3	e6×d5
9. Dd1—b3	c7—c6
10. c3—c4	

Weiß sollte zuvor seinen Königsflügel entwickeln.

10.	0—0
11. Sg1—f3	

Nicht etwa 11. e4×d5 c6×d5 12. Db3×d5 wegen De7—b4+ 13. Ke1—d1 Lc8—d7 usw.

11.	De7—c7
12. Ta1—c1	De7—a5+
13. Tc1—c3?	

13. Db3—c3 war der einzig richtige Zug.

13.	Sb8—d7
14. Sf3—d2	c6—c5

Schwarz unternimmt einen weitberechneten Angriff gegen das unentwickelte Spiel des Gegners.

15. c4×d5	c5×d4
16. c3×d4	Tf8—e8+
17. Tc3—e3	Te8×e3+
18. f2×e3	Sd7—f6
19. Lf1—e2	Sf6—e4
20. Db3—d3	

Weiß hat nichts Besseres. So verliert er zwar die Qualität, kommt aber doch wenigstens zur Rochade.

20.	Lc8—f5
21. 0—0	Se4—g3
22. Tf1×f5	Sg3×f5
23. e3—e4	Sf5—e7
24. a2—a3	Ta8—c8
25. d5—d6?	Se7—g6
26. Sd2—e4	Da5—g5
27. Le2—f1	b7—b5
28. Se4—a5	Sg6—f4
29. Dd3—g3	Dg5—f6
30. Dg3—e3	

30. e4—e5 ist nicht angängig wegen Sf4—e2+ nebst Tc8—c1+.

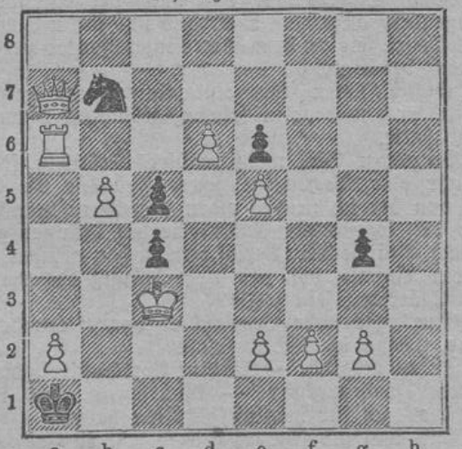
30.	Df6×d6
31. Lf1×b5	Dd6—b6
32. Lb5—c4	Sf4—e6
33. Lc4×e6	f7×e6
34. Sa5—b3	e6—e5!
35. Kg1—f1	Tc8—b3
36. Sb3—c5	e5×d6
37. De3×d4	Tb8—c8

Weiß gibt die Partie auf. Der Sc5 ist nur durch 38. Dd4—d5+ Kg8—h8 39. Sc5—d3 zu retten; doch ist dann nach Tc8—d8 40. Dd5—c4 Db6—e3 41. Sd3—f2! Td8—f8 42. De4—c2 (e2) De3×a3 das weiße Spiel aussichtslos.

Aufgabe Nr. 31.

Von Konrad Erlin in Wien. („Bohemia".)

Schwarz: 6 Steine.



Weiß: 10 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

1. g2—g8 Sb7—a5 (d8) 2. Da7—b7 Ka1×a2, 3~
1. . . . . Sb7×d6 2. Ta6×d6 ~ 3. Td6—d1‡.
1. . . . . Ka1—b1 2. Da7×b7 ~ 3. Db7—b1‡.
3. Ta6×a5, Db7—b1‡.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Der Neid kriecht nicht in leere Scheunen.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt für die Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 35.

Der Lüge Saat.

Novelle von Helmut tan Mor.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Mädchen preßte in stummer Qual die Hände auf die Brust. Sie schien einen schweren Kampf mit sich zu bestehen; dann sagte sie mit tief gesenktem Kopf:

„Der Herrgott mag dir's lohnen, Toni! — 'S is net recht vo mir; aber i woaß mir eh kei andern Ausweg nimmer. Wann du's wirkli net brauchst bis zum Frühjohr —"

„G'wiß net! — Ganz g'wiß net! — I hol 's Geld glei vom Herrn Grafen — der hat mir's verwahrt, weil i 's net hab mit aussi nehma woll'n in d' Hütt'n. Bis zum Mittag bring i dir's — gelt?"

Cenzi nickte scheu und sah ihm mit einem Blick in die Augen — — Es wurde ihm so heiß, so heiß ums Herz. Und er konnte der Versuchung nun doch nicht mehr widerstehen. Den hübschen Kopf nahm er in seine beiden Hände und küßte die schwellenden Lippen.

Mit geschlossenen Augen hatte sie seine Liebkosung geduldet, und es konnte keine Täuschung gewesen sein, als er einen Gegendruck ihres Mundes zu fühlen meinte. Plötzlich aber zuckte sie zusammen, und wie in jähem Erschrecken machte sie sich frei, um beide Hände vor das Gesicht zu schlagen.

„Dös hättst net tun soll'n!" schluchzte sie. „Dös net! — Nacha ko i 's do nimmer nehm'n."

„Aa vo dein' künftigen Mo net?" fragte der Toni leise und suchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen. „Hast mi denn koa bissel liab, Cenzerl!"

„Ja, ja, i hab di liab," bekannte sie leidenschaftlich. „Akrat darum hab i 's ja net nehmen woll'n — und darum derf i 's iatzt net nehman! Frag mi net mehra, Toni — zwischen uns muaß 's aus san! I ko niemals net dei Weib werd'n. Und i geh furt vo hier — glei morgen geh i furt."

„Aber wannst mi do liab hast, Cenzerl —"

„I bitt di — quäl mi nimmer, Toni! Vergiß, was ma mitanand g'sprochen ham."

Da ließ er ab von ihr und sagte gefaßt:

„Guat — quälen mog i di net. Aber das vom Furtgehn derf dei Ernst net sein, Cenzi. I werd di net verfolg'n — da derfst ruhig sein. Und in zwoa Stund bring i dir 's Geld."

Damit ging er rasch aus der Laube, um zu verhindern, daß sie noch einen Widerspruch äußerte. Sie rief noch einmal seinen Namen; aber ohne darauf zu hören, ging er weiter.

Und das Mädchen warf sich über den Tisch und weinte — weinte, als wollte ihr das Herz brechen. — —

Als der Jäger nach anderthalb Stunden wieder in die Wirtsstube trat, bediente Cenzi ein paar Bauern, die sich inzwischen eingefunden hatten. Sie riefen den Jäger an, und wohl oder übel mußte er sich zu ihnen setzen. Erst nach geraumer Zeit fand er eine Gelegenheit, dem Mädchen das Kuvert mit den Geldscheinen unbemerkt zuzustecken.

Sie nahm es, ohne noch einen Widerspruch zu äußern — mit einem kaum hörbar geflüsterten Dankeswort. Hastig und leise fragte er sie:

„Und du versprichst mir, daß d' bleibst?"

„I versprich dir's, Toni. I bin ja iatzt eh in deiner Schuld. Da derf i ja net furt."

„Na — so net, Cenzi! Aber i moan allweil, daß 's zwischen uns no guat wer'n muaß. Wann du nua —"

Sie schnitt ihm mit einer raschen Gebärde das Wort ab, denn eben tauchte der dicke kleine Unterwirt neben ihnen auf. Er schmunzelte behaglich, als er die beiden beieinander sah; aber als er dann einen Blick auf ihre Gesichter geworfen hatte, schüttelte er mißmutig den Kopf. Nein — da stand es nicht so, wie er gehofft hatte. Na, am Ende wurde es noch.

Und mit einem derben Scherzwort zog er den Jäger zu den anderen Gästen.

2.

Darüber konnte sich der Toni bald keinem Zweifel mehr hingeben: die Cenzi wich ihm geflissentlich aus. Anfangs versuchte er wohl noch, ein Alleinsein mit ihr und ein Gespräch unter vier Augen herbeizuführen; als sie aber seine Bemühungen stets vereitelte und förmlich vor ihm die Flucht ergriff, so oft er in das Wirtshaus kam, regte sich auch in ihm der Trotz, und er hielt sich nun fester an sein Versprechen, sie nicht zu verfolgen. Kaum, daß sie noch hier und da in der Wirtsstube vor fremden Leuten ein paar gleichgültige Worte wechselten; wenn sie sich einmal allein begegneten, gingen sie so fremd aneinander vorüber, als wäre der eine dem andern ganz gleichgültig. Der Jäger litt unerträglich unter diesem Zustand. Hatte er früher jede Gelegenheit, ins Dorf hinabzukommen, ängstlich wahrgenommen, so vergrub er sich jetzt förmlich in seine Einsamkeit und lenkte seine Schritte nur den Berg hinab, wenn es unumgänglich notwendig war. Dabei grübelte er beständig der Ursache des rätselhaften Verhaltens des Mädchens nach, ohne doch eine halbwegs annehmbare Erklärung finden zu können. Sie waren das ganze halbe Jahr hindurch, das die Cenzi als Kellnerin beim Unterwirt verlebt hatte, vertraut miteinander gewesen wie zwei gute Freunde — und was der Jäger immer zuversichtlicher gehofft hatte, das hatte sie

ihm ja nun selbst gestanden: daß sie ihn liebte. Wie sollte er sich da ihr seltsames Verhalten deuten? Denn das eine mußte er ja bemerken — daß auch sie darunter litt. Niemals sah er sie anders als mit bleichen Wangen und mit dunklen Schatten unter den Augen, die von schmerzlich durchwachten Nächten erzählten; und der Unterwirt, der die vergnügten Leute gar zu gern leiden mochte und dem „grantige" Gesichter ein Greuel waren, klagte ihm mehr als einmal sein Leid.

„I woaß net, was mit dem Madel is," meinte er verdrießlich. „Schaff'n tut's mehra als früher, aber 's freut's net. Bals a bissel luschtiger wär, nacha war i's zufrieden, wann's halb so vuil arbeit'n tät."

Und einmal, als der Jäger ihm einsilbig und insichgekehrt gegenübersaß, wurde er beinah grob.

„Jesses Marandjoseph, dös is do bald z' dumm! Lauft's da umanand wia a paar Katz'n, wann's donnert! Sakra, wia i so jung war, i hab mei Madel g'numma und hab's abbusselt und hab net a Gosch'n ei'g'hängt, daß ma die Kränk kriagt, bal ma 's anschaugt —"

Das war einigermaßen deutlich. Der Toni stellte sich jedoch erstaunt und verständnislos.

„Wie moanst dös? — Wer lauft umanand?"

Der Unterwirt sah ihn voll abgrundtiefer Verachtung an.

„Ja, wer umanand lauft! Die Küh, bals net still stehn. Himmi Herrgott Sakram — — da kimmt der Herr Pfarrer, da derf ma net fluch'n. Aber da soll oans net granti wer'n bei so a Getu. Dös sag i dir nua: bals die auslaßt — so a Frau kriagst dei Lebtag nimmer."

Aber der Toni war verstockt.

„Was für a Frau?"

„Lackl! Woaßt eh, vo wem i red. Aber dös sag i dir: wann dös bis zum Herbst net anderscht wird — nacha schick i d' Cenzi furt."

„Na muaßt d'r halt a anderne Kellnerin such'n," gab der Jäger gelassen zur Antwort. In ihm aber gärte und stürmte es. Gewiß, der Mann meinte es gut; aber mußte er mit seinen plumpen Händen noch in die schmerzende Wunde greifen? Heilen konnte sie doch nur die eine, die dafür sorgte, daß sie Tag für Tag tiefer und brennender wurde. Und in verbissenem Trotz sagte er sich: vielleicht wäre es ganz gut, wenn sie fortginge — vielleicht bekomme ich dann meine Ruhe wieder.

Aber er glaubte selbst nicht daran.

Je näher der Herbst kam und damit der Tag, da er der Jägerei endgültig Valet sagen sollte, umso wilder wurde der Sturm in seinem Herzen. Das ging so nicht weiter. Wenigstens reden mußte er noch einmal mit der Cenzi — sagen sollte sie ihm, warum sie sein Weib nicht werden konnte. Und wenn er dann selbst einsehen mußte, daß es unmöglich war, dann wollte er ein Ende machen — ganz gleich wie — wäre es auch, indem er die Erstbeste freite.

Der Himmel sorgte dafür, daß ihm der Abschied vom Walde nicht schwer wurde. Bis zur Mitte des Oktober und darüber hinaus war das Wetter schön gewesen, so schön, daß auf den unteren Bergabhängen und auf den Wiesen im Tal Blumen blühten, die von der Mutter Erde eigentlich dem nächsten Frühling zugedacht gewesen waren. Dann aber kehrte der Herbst den rauhen Gesellen heraus. Mit Sturm und Unwetter fegte er daher, jagte schwarzes, zu riesigen Klumpen geballtes Hagelgewölk durch das Tal oder hüllte die Berge in schwer herniederhängende graue Nebelwolken. Das gab für den Jägertoni schwere Zeit. Er hatte ein gefährliches Gebiet; da gab es jähe Abstürze, Felsschründe, die jetzt der Nebel zudeckte, schlüpfrige Wege, die an totdrohenden Abgründen hinführten; und dazu sandten die Regengüsse Steinmuren herab, die glücklicherweise nicht bis ins Tal gelangten, dem Jäger aber gefährlich genug wurden. Aber trotzig setzte er dem Unwetter die Kraft seines stahlharten Körpers entgegen, wie er sich gegen sein Seelenleid mit Trotz gewaffnet hatte. Oft langte er des Abends in seiner Hütte an mit zerfetzten Kleidern und Schuhwerk, bis auf die Haut durchnäßt und mit blutigen Schrammen, um sich zu Tode ermattet auf das Stroh zu strecken und doch keinen Schlaf zu finden.

Am letzten Oktobertage machte er sich mit seinen beiden Hunden auf den Weg zum Tal. Seine wenigen Habseligkeiten ließ er vorerst in der Hütte; der Graf hatte ihn gebeten, noch ein paar Tage des Oktober droben zu bleiben, da der Jäger, der sein Nachfolger werden sollte, nicht früher aus dem alten Dienst freikam. So wollte er denn jetzt in die Stadt fahren, sein Geld zu erheben, wollte sich vom Grafen auszahlen lassen und dann noch für zwei oder drei Tage hinaufgehen, bis sein Nachfolger eintraf. Wie's dann weiter werden sollte, wußte er selbst noch nicht. Darüber sollte eine letzte Unterredung mit der Cenzi entscheiden.

So stieg er denn durch das tobende Unwetter bergab. Der Sturm, der heulend am Geäst der hochstämmigen Fichten zerrte, riß hier und da in seiner Nähe Aeste und ganze Stämme nieder, daß es unheimlich prasselte und krachte. Es war noch früh, und das dichte Gewölk, in dem die Häupter der Berge völlig verschwanden, ließ nur ein mattes Dämmerlicht durchdringen. Der Jäger mußte sorglich achthaben auf seinen Weg. Eine Viertelstunde lang zwar führte er ohne allzu starkes Gefäll durch dichtes Gehölz, dann aber stieß er auf eine tief eingeschnittene, von steilen, fast senkrecht abfallenden Felswänden eingefaßte Schlucht, an deren oberem Rande er sich oft kaum fußbreit dahinwand, nur für den schwindelfreien Sohn der Berge gangbar. Aus der Tiefe herauf ertönte das Rauschen und Brausen des angeschwollenen Wildbachs, der den Boden der Schlucht jetzt vollständig ausfüllte. Vorsichtig mußte Toni hier einen Fuß vor den anderen setzen. Denn ein Ausgleiten auf den schlüpfrigen Tannennadeln, ein Sturz in die schauerliche Tiefe, bedeutete sicheren Tod. Der Jäger atmete unwillkürlich freier, als er diesen Teil seines Weges hinter sich hatte und nach beinahe einstündiger Wanderung den von den Holzknechten benutzten Pfad erreichte, der sich in vielen Serpentinen bis ins Tal hinabzog.

Er mußte am Hof des Kaindl, eines der reichsten Bauern des Dorfes, vorüber, und nach einem kurzen Zögern trat er ins Haus. Die Bäuerin, die aus der Küche kam, als sie die Tür gehen hörte, begrüßte ihn freundlich.

„Hast mit mein' Mo red'n woll'n, Toni? — Ja, dös trefft si schlecht. Er hat aaf Part'nkirch'n müaff'n — a Bruader vo eahm is g'storb'n. In zwoa, drei Täg is 'r z'ruck."

„Nah' kimm i alsdann wieder," gab der Jäger zur Antwort. „I fahr heunt in d' Stadt und hol 's Geld. Nah' muaß i no amal auffi, bis der neuche Jager kimmt. Is 'r da, nah' kimm i abi."

„Is recht, Toni. I werd's dem Bauern sog'n."

„Na pfüat di Gott, Kaindlerin."

„Pfüat Gott, Toni."

Durch den strömenden Regen ging der Toni weiter, ins Dorf hinein. Vor dem Wirtshaus gab's wieder ein kurzes Zögern. Eigentlich hatte er ja erst zum Herrn Grafen wollen, aber — — Kurz entschlossen schwenkte er ab und trat in die Wirtsstube.

Eine Anzahl von Bauernknechten und Fuhrleuten saß da beim Frühstück, und sie empfingen ihn mit lautem Hallo.

„Aha — der Herr Jager!" rief ihm einer von ihnen zu. „Oder muaß ma scho sag'n: der Herr Bauer?"

Toni schüttelte das Wasser von der triefenden Lodenjoppe und setzte sich mit an den Tisch.

„No net," meinte er. „Aber bald. Drei, vier Täg no — nacha bin i zum längsten Jager g'wen."

„Nacha wird nua no a bissel g'wildert — gelt? — Die recht'n Platzl kennst ja iatzt."

„Ko leicht sein!" gab der Toni zurück und lachte absichtlich laut und lustig, denn eben trat die Cenzi zu ihm. Sie fuhr ein bißchen zusammen und wurde rot.

„Magst a Halbe?" fragte sie leise. (Forts. folgt.)

Denkspruch.

An Felsen legt der Mensch die Hand
Und kehret Berge von der Wurzel um;
Aus Felsen Spaltet er die Ström' hervor,
Und was nur köstlich ist, ersah sein Blick;
Späht auf der Flüsse tief versteckten Quell
Und bringet die Verborgenheit ans Licht

Herder.

Ehrliche Finder.

Humoreske von Reinhold Ortmann.

(Schluß) (Nachdruck verboten.)

Wolffram legte die Hand aufs Herz und wiederholte seine vorige Versicherung. Der Assessor aber wäre am liebsten vor Scham in die Erde gesunken, als er die beiden auf sich zukommen sah, und er ging ganz ernstlich mit sich zu Rate, ob er nicht doch lieber auf jede Gefahr hin ein offenes Geständnis ablegen solle. Nur die Erwägung, daß er dann seinen Freund ja geradezu einer strafbaren Handlung bezichtigen mußte, hielt ihn davon zurück. Er verbeugte sich stumm, als ihn Wolffram vorstellte, und die junge Dame mochte im stillen nicht wenig verwundert sein über die merkwürdige Befangenheit des so stattlich und mannhaft aussehenden Assessors. Nun nannte auch sie ihren Namen, der für die beiden ja keine Ueberraschung mehr bedeutete: Melitta Schönborn, Malerin. Mit der Sicherheit einer Frau, die gewohnt ist, ihren Weg allein durchs Leben zu finden und die sich stark genug fühlt, sich im Notfall ihrer Haut zu wehren, nahm sie am Tische Platz, wählte aus der ihr vorgelegten Speisekarte eines der wohlfeilsten Gerichte aus und lehnte es nicht ab, als der junge Mediziner um die Erlaubnis bat, ihr Glas aus der inzwischen bestellten zweiten Flasche Rüdesheimer füllen zu dürfen. Der Verlust ihres Geldtäschchens schien ihr jetzt, da die unmittelbare Verlegenheit beseitigt war, keinen großen Kummer mehr zu bereiten, und sie ging mit so fröhlicher Unbefangenheit auf Wolfframs Scherze ein, daß auch der Assessor seine Befangenheit allgemach überwand und sich mit wachsender Lebhaftigkeit an dem immer interessanter werdenden Gespräch beteiligte.

Plötzlich schien ihm eine Erinnerung gekommen zu sein, nach der er in seinem Gedächtnis schon lange gesucht hatte.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, sind Sie vielleicht eine Verwandte jenes Fräulein M. Schönborn, von der ich neulich einen so geharnischten Aufsatz gegen die sogenannte Galanterie der Männer gelesen, die nach Ansicht der Verfasserin in den meisten Fällen nur ein Beweis von der Ueberhebung des vermeintlichen Stärkeren sein sollte?"

„Eine sehr nahe Verwandte sogar," erwiderte sie lachend, „denn ich bin es selbst."

„Ist es möglich! — Sie eine Vorkämpferin der sogenannten Frauenrechte? — Wahrhaftig, das ist das letzte, was ich für möglich gehalten hätte."

„Und weshalb setzt es Sie so sehr in Erstaunen?"

Wenn er hätte ganz aufrichtig sein wollen, hätte er antworten müssen: Weil Sie mir bis zu diesem Augenblick als die Verkörperung der reizendsten und echtesten Weiblichkeit erschienen sind. Aber dazu hatte er denn doch nicht den Mut und so suchte er sein Befremden mit einigen allgemeinen Redensarten zu erklären, um sich dann sogleich mit allerlei triftigen Gegengründen gegen die Ausführungen jenes Artikels zu wenden, den er trotz seiner gründlich abweichenden Meinung mit dem aufrichtigsten Interesse gelesen hatte. Die beiden befanden sich bald in einer sehr angeregten Diskussion, und diesen Umstand benutzte Wolffram, der sich ganz unbeobachtet glaubte, zur Ausführung eines kleinen Manövers, das in Anbetracht der bevorstehenden Abrechnung mit dem Kellner dringend notwendig war. Da er doch nicht in Gegenwart der rechtmäßigen Eigentümerin das gefundene Portemonnaie aus der Tasche ziehen konnte, um von seinem Inhalt die Zeche zu berichtigen, so mußte er es in der Tasche öffnen und, sich ganz auf sein Gefühl verlassend, ein Goldstück herauszufischen suchen. Das gelang ihm denn auch ganz gut, und als er die Münze in seine Westentasche praktizierte, war er ganz sicher, daß Fräulein Melitta nicht das geringste von seiner Manipulation wahrgenommen habe. Das mochte wohl auch wirklich so sein. Aber etwas anderes war es, was ihre scharfen Malerangen gewahrten. Als nämlich der junge Mediziner einige Minuten später sein Taschentuch hervorzug, um sich seine bei den schwierigen heimlichen Bemühungen doch etwas feucht gewordene Stirn zu trocknen, hatte er das Unglück, gleichzeitig das verhängnisvolle Geldtäschchen herauszureißen, ohne daß er selber dessen gewahr geworden wäre. Hart neben seinem Stuhl fiel es zu Boden, und in der nächsten Sekunde schon hatte Fräulein Melitta, über deren hübsches Schelmengesicht ein eigentümliches Zucken ging, ihr zierliches Füßchen darauf gesetzt. Just in diesem Augenblick sagte der nach und nach ganz in Hitze geratene Assessor:

„Sie verwahren sich gegen die sogenannte Galanterie der Männer, mein gnädiges Fräulein, wie gegen etwas Entwürdigendes und Beleidigendes. Und doch werden Sie mir zugeben müssen, daß sie für das schöne Geschlecht doch auch ihre sehr angenehmen Seiten hat. Wieviel leichter findet nicht ein weibliches Wesen, das auf irgend welche Art in Verlegenheit und Bedrängnis geraten ist — —"

„Wie ich zum Beispiel —," schaltete Fräulein Melitta ein.

„Nun ja, wie Sie zum Beispiel — wieviel leichter findet sie nicht infolge der von jedem gebildeten Manne anerkannten und befolgten Gesetze der Ritterlichkeit Hilfe und Beistand als ein Mann, der sich etwa in derselben Lage befände? Man sollte die Annehmlichkeit dieser Vorzugsstellung, wie ich meine, doch nicht unterschätzen."

„Schade nur, daß wir uns ihrer in der Regel nur so lange erfreuen, als wir die dreißig noch nicht überschritten haben und uns eines leidlich guten Aussehens rühmen dürfen," bemerkte Fräulein Melitta sarkastisch. „Aber möchten Sie nicht den Kellner rufen, meine Herren, damit ich erfahre, wieviel ich Ihnen schuldig geworden bin?"

Wolffram klopfte an sein Glas, ließ sich von dem Kellner die Rechnung machen und schob ihm das Goldstück zu, das er nachlässig wie ein echter Grandseigneur aus der Westentasche genommen hatte. Der dienstbare Geist betrachtete die Münze und legte sie auf den Tisch zurück.

„Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr, aber erstens ist das ein Zwanzigfrancsstück, für das ich hier keine Verwendung hätte, und zweitens hat es ein Loch."

Der junge Mediziner war starr vor Schrecken. Noch ehe er aber das unglückselige Geldstück wieder hatte verschwinden lassen können, sagte Fräulein Melitta heiter:

„Ein Zwanzigfrancsstück mit einem Loch! — Wie merkwürdig! Lassen Sie doch sehen! — Wahrhaftig, es gleicht auf ein Haar der Münze, die ich zur Erinnerung an ein besonderes Vorkommnis in meinem Leben aufbewahre und die sich in meinem verlorenen Geldtäschchen befand. Es gibt doch in der Tat die merkwürdigsten Zufälle."

„Ja, höchst merkwürdige Zufälle!" stammelte Wolffram, der schon seit einer guten Weile wie ein Verzweifelter in seiner Tasche nach dem Portemonnaie